Neu-Eröffnetes

Raritäten-

Cabinet/

Ost-West-Indianischer und ausländischer Sachen.

Darinnen allerhand rare Denck- und Seltsahme Merckwürdigkeiten/

So sich in China, Japan, Choromandel, Peru, Guina &c. Tartarien und andern Ländern finden.

Darinnen auch nicht weniger

Die Heyraths-Ceremonien/ Leichen-Begängnissen/ Fischen- und Jägereyen/ auch andere Sitten und Gewohnheiten etlicher dieser Heydnischen Länder und Völcker enthalten.

Dem solche Sachen-liebenden Leser dargestelt und aus den besten Scribenten und berühmtesten Reise-Beschreibungen Zusammen getragen Von

THOMAS KIMAYER.

Vorrede

An den geneigten Leser!

SWerden demselben hie etliche wenige Bogen dargereichet/ derer Titul ist: Raritäten-Cabinet Ost-West-Indianischer und Ausländischer Sachen/ aus den besten Reise-Beschreibungen und raresten Büchern zusammen getragen. Nicht darumb / als wenn es etwan an solchen Büchern mangelte. Nein gar nicht: denn man sehe an die vortreflichen Wercke/ welche der nunmehro in GOtt selige Herr Erasmus Franciſci , geschrieben / Als den Ost- und West-Indischen Staats und Lust-Garten. Item den Hellpolierten Kunst-Geschicht und Sitten-Spiegel ausländischer Völcker ꝛc. Jngleichen des nunmehro auch sel. Hn. Happelii Relationes Curio-

sas

sas an / so wird man in diesen und vieler anderer berühmten Männer herrlichen Schriften / ein Uberfluß von dergleichen aus den berühmsten Reisebeschreibungen gesammleten Sachen antreffen. Weil aber solche kostbahre Wercke nicht in allen Händen / übel wegen ihres Abgangs zu bekommen / auch über dem nicht jedermans Preiß sind. Als hoffe / ich werde nicht übel gehandelt haben / wenn ich denen / so sich eben solche grosse und theure Volumina nicht anschaffen können / dennoch begierig nach frembden Sachen sind / mit diesen wenigen Bogen an die Hand gehe. Nimm derohalben Günstiger Leser dieses Gesammlete hin / nnd gebrauche es entweder vor die lange Weile / oder nach der Arbeit zur Ergötzlichkeit / oder zu deinem Nutzen. Angesehen nach Plinii des Jüngern Ausspruch * kein Buch so böse das nicht noch etwas darin solte gefunden werden so nützlich wäre. Findet sich nun also auch in diesem Raritäten-Cabinet nur etwas das nützlich und deinen Sinnen ergetzlich ist / so werde mit dem ersten bedacht seyn / dich mit der Continuation desselben und folgenden Tractätgen als einem Raritä-

* Lib. 3. Ep. 5. nullum esse librum tam malum, ut non aliqua parte prodesset.

Raritäten-Cabinet Morgenländischer Sachen: Einem dergleichen Europäischer Sachen. Einem Curiösitäten-Cabinet Ost- und West-Indianischer Sachen. Einen dergleichen Europäischer Sachen aufzuwarten.

Im übrigen lebe wohl Geehrter Leser/ corrigire nach deiner Bescheidenheit die Fehler so etwan in diesen wenigen Bogen vorfallen/ und sey dem gewogen / der dir nichts als ein beständiges Wohlergehen an Leib und Seel auf ewig wünschet.

WAs fernes Pegu hegt/ an seltnen Wunder Sachen/ (Schau/
Und Hispaniola das stelt sich hier zur
Wie Bantams Geiles Volck als Kinder Hochzeit machen/ (mants Bau.
Und dort sich præsentirt ein prächtger De-
Ja was der Hottentot vor rauhe Sitten pfleget/
Und was vor Wirckung steckt in manchen frembden Reiß. (Grillen heget/
Was Ganges Bürger Schaar vor Andachts-
Das zeigt mein Hertzens Freundt dein unermüdter Fleiß (mern
Fahr ferner fort/ so wird dein Ehren-Fackel schimmern
Als lange Titaus Glantz den Erden-Ball beblitzt
Deins Fleisses Ruhm und Preiß der wird auf ewig glimmern/

Allwo am blauen Pohl der helle Nord-Stern sitzt.

Mit diesen wenigen Zeilen wolte/als Vetter und Freund/demsn. Autori dieses kleinen jedoch nützlichen Wercks/verehren.

M. Nicolaus Hinrich Reiffenmeyer,
S.S. Theol. Stud. & Cultor Ling. Orient.

Ist ängstet uns das Saltz der stürm'den See /
Die Rauberey der grimen Türkomanen;
Wann Witz und Lust am Schiffe Seegel spannen /
Das es nach Ost-und Westen geh;
Um zu beschauen der Indianer Pracht /
Wobey die Seltenheit aus allen Ecken lacht.
Wer aber wil jetzt mehr den Cirkel gehn /
Um Indiens berühmte Seltenheiten /
Umb der Chinesen Treflichkeiten /
Und das verbrante Volck zu sehn?
Da/ Hertzens Freund / dein Fleiß uns fürgestelt/
Im Cabinet die Neue Welt /
Dis Werck ist wehrt im Marmor einzuätzen
Den Zeit und Rost nicht kan verletzen.

Mit diesen in höchster Eil fertig gemachten Reim-Gebinde / wolte dem Autori dieses Raritäten-Cabinets als seinem unschätzbahren Freunde / gratuliren.

HINRICH PETER öLKER,
SS. Th. St.

Dicitur

Q. F. F. F. Q. S.

DIcitur ille vigil puppis proræque Magister,
Qui peragit felix per vada Syrtis iter.
Fertilis atque ferax cognoscitur eminus arbor,
Quando luxuriat fructibus illa bonis.
Noscunt & Doctum, doctas qui naviter annis
In teneris Musas Pieridasque colit.
Sic edis fructus in primo flore juventæ,
Queis volitare potes docta per ora virûm.
Talia Tu profers, quæ nobis mira videntur,
Et quæ Doctorum scripta relicta docent.
Tu res egregias dicis, mi dulcis amice,
Quas collegisti sedulitate tua.
Hinc rogo: perge tuo multis prodesse labore,
Et tribuet mundus laurea digna Tibi.

Integri amoris & honoris ergò quale-cunq; hoc elogium annectere voluit,

Anthonius Nobiling,
Hamburg. SS. Theologiæ
Cultor.

CEcropiæ volucres per Hymettia rura vagantur,
Et variis hærent floribus atque thymis. (quæque
Singula delibant, ex omnibus optima Sugunt, ut scateant cerea tecta favô.

Harum

Harum Tu mores imitaris, Amice Colende,
Ex variis carpens optima quæq; libris.
Res *raras* studio *raro* depromis, in *Ortu*
Titan & *Occasu* quas modo cunq; videt.
Macte hoc conatu! sic pergas volvere scripta,
Et famâ tanges *solis utramque domum*.
Dumque thymô pascentur apes, & pulcher Hymettus (Tuus.
Dum floreſcet, erit Nomen Honosq;

Pauca hæc devotâ manu subjungens, Ornatissimo Domino Authori, industriæ suæ primitias sistenti, veræ felicitatis prospera quæque ex intimo pectore apprecari voluit,

PAULUS JOACH. Hoppenhaubt/
Hamburgensis.

NOn opus est phaleris & sesqui pedalibus utî Verbis; Auctorem cùm liber ipse probet.

Adjecit
Curtô quidem calamô sed
prolixô affectu
Johannes Joachimus Rörs,
Hamburgensis.

Des

Des Raritäten-Cabinets/ Ost-West-Indianischer und außländischer Sachen/

Erstes Hundert.

Vorstellende

Die raresten Denck- und Merckwürdigkeiten/ so sich in Japan, China, Siam, Malabar, Choromandel, Pegu, Java, Indostan, Brasilien, Mexico, Peru, Guina, Congo, Abyssina und andern Ländern finden/ begeben/ oder zugetragen haben.

I.

Der in den Heydenthum prangende Nahme JESUS.

Nuhoff schreibet in seiner Chinesischen Reise pag. 83. daß es ihm sonderlich erfreuet / als er durch die Stadt Nanhung gereiset und den

Nahmen JESUS oben vielen Thüren und Pfosten daselbst mit grossen güldenen Buchstaben habe angeschrieben funden / welches ohne Zweiffel den Christlichen Glauben der allda wohnenden Christen bezeugte. Wenn diese Leute so den Nahmen JESU mit dem Hertzen als mit dem Munde bekennen / so sind es warlich höchstseelige Leute. Als welche sich ihres JESU nicht schämen / sondern daß sie zu denselben gehören / öffentlich vor jedermans Augen / mit dieser Obschrifft bezeugen:

II.

Die gestrafften Thomas-Mörder.

MIt mehr als tausend Europäern ist zu erweisen / daß diejenigen Braminen oder Heiden / ja auch sa gar die Christen so auff der Küste Choromandel wohnen und von denen ausgesprossen die an den Mord des Heil. Apostels Thomæ (so in dieser Gegend gelehret und die Marter-Cron empfangen) schuldig sind / allesampt ein Bein haben / das so dicke ist / als ein Elephanten-Schenckel / das andere Bein aber / hat seine gute Proportion. J. Andersen Orient. Reis. lib. 2. c. 15. Arnold Montani Wondern van't Osten, cap. 27. p. 226. Walther Schultz Ost-Ind. Reise lib. 2. cap. 16. p. 171.

III.

Der tödtende und gesundmachende Baum.

NIcht fern von Malacca stehet ein sonder-

bar-

bahrer Baum dessen Wurtzeln deren sehr viel sind und sich weit theils gegen Auffgang der Sonnen / theils gegen Niedergang derselben außbreiten / diese Art an sich haben / daß die gegen Auffgang ein gewisses Antidotum und Mittel vor das gifftige Fieber und andere Kranckheiten die aber gegen Niedergang ein pur lauteres Gifft sind. Caulin Polyhist. Simb. lib. 10. c. 4.

IV.

Die Fischfangende Vögel.

IN China bedienet man sich der Vögel Louvva zum Fischfangen / dieser ist etwas kleiner als eine Ganß / nnd seiner Gestalt nach einen Raben nicht ungleich / hat einen langen Halß und einen Schnabel wie ein Adler dessen Spitze unterwerts gekrümmet. Der Fischfang geschiehet folgender Gestalt:

Es haben die Fischer oder Besitzer der Fischfangenden Vögel / kleine Schiff- oder Böthlein / so von Reiß-Stroh oder Schilff gantz künstlich und dicht zusammen geflochten / und auff beyden Seiten mit dicken Bambos Rieten befestiget: Worauff sie / wenn sie zu fischen außfahren / diese Vögel setzen / und also nach den Flüssen Seebusen und andern Wassern zu schiffen pflegen. Wenn sie allda ankommen setzen sie die Vögel ins Wasser / welche alsobald untertauchen / und unter den Wasser ja so schnell schwimmen / als die Fischer ihre leichte Schifflein mit Bothshaken

fortbringen können. So bald nun der Vogel einen Fisch unter den Wasser / erschnappet und gefasset / kompt er eilig damit in die Höhe und schluckt ihn ein: von Stund an fasset ihn sein Meister / nimmt ihn zu sich ins Schiff / bricht ihn den Schnabel mit Gewalt auff / und drucket ihn den Fisch mit einer sonderlichen Behendigkeit zum Halß herauß / denn setzt er ihn wieder ins Wasser daß er mehr Fische auff gleiche Manier fange; ist inwahrheit ein Werck das wunderseltzam und lustig anzusehen. Damit aber diese Vögel die Fische / als welche sie gerne essen nicht gantz in den Kropff hinnein schlucken / wird ihnen zuvor ein eiserner Ring / über den Kropff umb den Halß gethan / daß also die Fische nicht hinein fallen können / sondern vor dem Ringe müssen sitzen bleiben. Bißweilen ergreiffen / und fassen sie so grosse Fische / die sie nicht in den Halß hinein schlucken können / selbige halten sie mit den Schnabel zum Wasser herauß und machen dabey ein groß Geschrey / zum Zeichen / daß ihr Meister kommen / und ihnen die Beute abnehmen sol. Wanns nun irgend geschicht / daß etliche Vögel nicht / so bald sie hinauß gesetzet werden / untertauchen / oder aber etwas zurücke bleiben / und nicht so eilig wie die Schiffe lauffen mit fort schwimmen / schlägt man umb solche Faulheit ihnen abzugewehnen / mit grossen Stecken und Riethen darauff / so hart und ungnädig / daß die Federn häuffig davon stäuben. Wenn diese Vögel nun eine gute Weile

gefischet / und vor ihre Meister Fische gnug gefangen / nimmt man ihnen den eisernen Ring vom Halse / und lässet sie auch vor sich selbst fischen ; welches sie denn sehr willig und fleissig machet künfftig wieder vor ihre Meister zu fischen.

Es können diese Vögel ihren Besitzern ein Grosses einbringen / daher dieselben von jeden Vogel / dem Käyser jährlich gewisse Schatzung geben müssen. Sie werden auch von den Sinesern sehr hoch gehalten / und sind die jenigen / so was geschwind im Fischen / dermassen theur / daß einer offt 50. Toel Silbers / ist nach unsre Müntze 60. Reichsthaler gilt. Neuhoffs Sinesische Reise-Beschr. p. 147.

V.

Der seltzame Ceylonische Kauff-Handel.

DEr Ceylonische Kauff-Handel bestehet in mancherley kostbahren Wahren / und unter andern in köstlichen Edelgesteinen / welche allda auffgekauffet werden / von den Benjanen / Holländern und Engelländern / ꝛc. Mit solchen Kauff geht es wunderlich und eben wie bey einen Glücks-Topff / zu : Die Cingalen (also werden die Einwohner desselben Landes genant) stehen in der Stadt Puint de Galle fast täglich zu Marckt / mit kleinen Säcken voll Edelgesteinen worunter die meisten falsch / schlecht und gemein sind / lassen den Käuffer wenn er ihnen so viel als einen halben Reichsthaler / gibt einen

Griff unbesehns in den Sack thun. Mit dieser Kauffmannschafft / gewinnet mancher gar viel / mancher nichts als ein paar geringschätzige und unwehrte Steinlein und wird darüber zum armen Mann. Jürg. Andersen Oriental. Reise 2. B. am 102. Blat.

VI.

Die grosse Barmhertzigkeit so theils Heidnische Völcker auch an denen Gewürme/ Vögel/ Viehe und dergleichen erweisen.

CAbanja, Cavebayet, oder Cambayet, eine Stadt in der Ost-Indischen Provintz Gusaratta, hat mehr Aberglaubens / denn einig ander Ort in der Heidenschafft / daselbst ist ein sehr berühmtes Hospital / in welchen allerley lahmes und breßhafftes als auch Nahrung bedorftiges Geflügel mit sonderbahren Fleiß aus den gemeinen Allmosen erhalten und von gewissen dazu verordneten Pflegern gewartet wird. Dieses rühret her aus den Wahn mit welchen schier gantz Indien angestecket ist / daß die Seelen der gestorbenen Menschen / nicht allein wieder in andere Menschen / sondern auch gar in unvernünfftige Thiere sich versetzen.

Das Hauß dieses Hospitals ist nicht übrig groß / jedoch für solches Flügelwerck noch gnugsamen Raum. Und war daselbst zu sehen eine Menge allerley Vögel-Geschlechter / von Hanen / Hänen / Tauben / Pfauen / Enten / kleiner Vögel und dergleichen / welche allda ihre War-

te

te haben / biß ſie wieder geneſen. Alsdenn giebet man den Wilden ihre Freyheit wieder; ſinds aber Einheimiſche; ſo werden ſie einer GOttesfürchtigen Perſon zum Unterhalt übergeben.

Das wunderlichſte von allen ſo della valle/ als der dieſes ſchreibt / daſelbſt ſahe/ waren junge kleine Mäußlein / welche man gefunden ohn die Alten/und aus mitleidendlicher Betrachtung/ daß ſie Weißlein wären gleichfalls in dieſes Krancken-Hauß auffgenommen. Derſelben pflegte ein alter graubärtiger Mann / der ſie in einen Schächtlein / zwiſchen Baum-Wollen hielt / und mit der Brillen an der Naſen / höchſtes Fleiſſes ihrer wartete / ſie aus einer Vogel-Feder mit Milch ſpeiſend.

Auſſerhalb der Stadt ſtund ein andres Krancken-Hauß / für krancke und lahme Böcke / Geiſſen Hämel / und dergleichen Vieh/ welches alles in einen groſſen Hofe beyſammen war / auch ſeine beſtellte Warter und Warterinnen hatte.

An einen andern davon ziemlich abgelegenen Ort/ ſahe man noch ein andres Krancken-Hauß/ vor Kühe und Kälber: deren theils gar alt/ andre kranck / ander aber auch gelähmte oder gebrochne Beine hatten / etliche auch gantz mager waren / alleſampt aber daſelbſt unter der Curlagen. Unter dieſen Beſtien muſte damahls ſein Leben zubringen / ein Mahometaniſcher Lotter-Bub / welchen / weil ihm eines Diebſtals wegen / beyde Hände abgehauen waren / und er

nunmehr sein Brodt nicht erwerben konnte/diese mitleidentliche Heiden daher gethan hatten / neben obigen Bestien zu versorgen / damit er nicht verschmachtete.

Ausser der Stadt vor einem andern Thor sahe man einen starcken Trieb von Kühen / Kälbern und Geissen / mit welchen es sich in etwas wieder gebessert; oder die sich entweder verirret hatten / oder von den Mahometanern welche solche schlachten wollen / erkaufft und hieher getrieben worden. Die wurden durch einen von der gemeinen hierzu besoldeten Hirten / bewacht / biß sie / auff dieser Weide völlig mochten genesen / und hernach einen Einwohner gegeben werden / der sie verwahrte / und woll hielte. Peter della Valle, Morgen-L. Reis.

Mandelslo vermeldet / daß in vorgedachten Spitälen / allerdings die Würmer verpflegt werden / und die Benjanen durchauß nicht gestaten wollen / daß man die Meer-Katzen beschädigen solle: weil sie dafür halten / die klügsten Seelen der verstorbenen Menschen / haben in den Meer-Katzen ihren Sitz: zumahl weil diese Thiere in vielen Stücken den Menschen gleichen. Weswegen sie ihnen auch kein Leid thun / obgleich die Meer-Katzen ihnen noch so vielen Schaden zufügten. J. A. Mandelslo / lib. I. cap. 18. pag. 45. der Morgen L. Reise.

VII.

Der Peruanische tödtende und heilende Felß.

IN dem Peruanischen Lande de los Conchu-

cos

cos ist ein schwartzer Felse: mit weissen Steinen so artlich unterloffen / als ob sie die Kunst darin versetzet hätte: Selbige Steine nun / dienen zu allerhand Wund Schäden / nnd mancherley Kranckheiten; Ja / sind gleichsam anstat einer / mit allerhand Medicamenten wol eingerichteten / Apothecken; Alle Wunden / beydes an Menschen und Viehe werden da mit geheilet: Imgleichen die Durchbrüche und Flüssigkeit am Leibe; wie nicht weniger die Beschwerlichkeit des Harnens / darüm bricht man sie mit grossen Hauffen heraus und verführt sie in andere Länder.

Damit man aber je die Güte der Wolthätigen Natur mög handgreifflich spühren: so läst sie alsobald an statt der ausgebrochenen frische herfür wachsen / welche Vermehrung und Wiedererersetzung sich aber nicht an dem übrigen schwartzen Theil dieses Felsens erweiset. Man stosset sie zu Pulver und nimt sie in Wein zu sich.

Demselbigen Berg / daran dieser Felß mit solchen Gesund-Steinen hafftet / ist (welches noch höher zu verwundern) eine Erde vergesellschafftet / so ebenfalls schwartz / aber das allerstärckste und allerschädlichste Gifft so irgendswo zufinden / darümb auch die Thiere / ob sie gleich schnell vorüber lauffen / dennoch davon sterben müssen / wenn der Indianer einem Feinde / eine Tück erweisen wil: Kan er denselben auch mit etlichen wenigen Stäublein dieses schwartzen Hügels / augenblicks die Seele heraus stöbern. Und weiß

man noch bis auff den heutigen Tag kein andres Mittel wider diesen Gifft ohn vorbesagte Gesund-Steine des andern Felsens. Brulius part. 1. Hist. Perua. c. 2. Num. 1. D. Dapper im 3ten B. seiner Americ. Beschr. gedencket auch dieses Felsens / er meldet aber / daß wer den schwartzen Felsen anrühre / gewiß des Todes sterben müsse / wenn er nicht die weissen Steinlein so auff diesen schwartzen Felsen sessen / als ein kräfftiges Gegengifft gebrauche.

VIII.

Die Japanische Bibliothec.

IN einem Tempel zu Meaco, haben die Bonzier, oder Japanische Pfaffen viele grosse und weitläufftige Säle / darunter ein Hangender so auff vier und zwantzig Pfeilern ruhet deren jeder anderthalb Elen im Umgriff haben. Dieser dienet den Bonziern für eine Bibliothec oder Bücher-Kammer : in welchem ein solcher Uberfluß an Büchern / daß allerdings die Fenster selbst damit zugestopffet seyn. Lud. Almeidæ Epist. 1. lib. 4. Select. en Ind.

IX.

Die närrische Neu-Jahrs-Feyer der Sinesen.

ES war bereits der 3. Tag im Neuen Jahr erschienen / schreibt Walther Schultz / als die Sineser welche auff Batavia frey wohnen dorfften ihr Heidnisches Neu-Jahr / mit so mannigfaltigen Narren-Possen / Abgöttereyen / und lächerli-

lächerlichen Aberglauben feyerten / daß sie alle unmöglich zu beschreiben sind. Diese Sinesen / der rechten Sineser ausgesproßne Nachkomen / stellten sich an diesen ihren Neu-Jahrs-Tag ungemein lustig und frölich an. Ihrer etliche richteten Schau-Bühne vor ihren Häusern auff / und wusten (gleich wie die Comœdianten in unserm Lande thun) ihre alte Geschichte / mit Auffzügen Preißwürdiger Personen sehr artlich vorzustellen: sich wunderlich gebärdende / wie die Materie der Comœdie erforderte. Diese Spiele und Narren-Possen / werden auch zu andern frölichen Zeiten / fürnehmlich aber am Neuen-Jahrs-Tag / und meistens bey Nacht und dem anbrechenden Tage vorgestellet.

Andere geringere Leute hielten sich als Narren und Fastnachts-Gesellen / waren mit abscheulichen Larven behangen / schwermeten also die Strassen auff und nieder: Ihrer etliche waren mit gemahlten Ochsen-Fellen umbgürtet / bedecket und so erschrecklich ausgeputzet / daß sie eher die Gleichheit eines Teuffels / als eines Menschen oder Buffels zu haben / schienen.

Andere aber / welch was ehrbarer und heiliger zu seyn schienen / verrichteten ihren GOttes-Dienst / der so elendig als Gottloß war / und zündeten in ihren tunckten Hütten viel Wachs-Kertzen an / dem Teufel zu Ehren / welchen sie auch mit anderen Opffern nicht anders verehren / als wäre er der Allmächtige GOtt / wovon sie wol wissen daß er der Schöpffer Himmels und der

Erden

Erden ist / sie sagen aber / von ihm komme alles gutes / und sey deswegen unnöthig / daß man sich fürchte ; der Teuffel aber welchen die Sineser gemeiniglich Joosje nennen) sey ein gewaltiger und mächtiger Fürst / welcher die Menschen mit tausend Straffen und Plagen heimsuche und aufreiben könne ; müsse er derowegen gefürchtet und mit Opffern versöhnet werden.

Andere Sineser waren an diesem Tage sehr fleissig im Spielen und Doppeln als wovon sie jederzeit grosse Liebhaber sind. Walther Schulzen Ost-Ind. Reis. lib. I. cap 4. p. 16.

X.

Wunderliche Manier der Ceylonischen Völcker zu fischen.

Alle Wasser in diesen Landen sind voll guter und wolschmeckender Fische / wenn nun solche Wasser bey dürren Wetter austrocknen / fänget sie ein jeder wer da wil in grosser Anzahl auff folgende Art. Sie haben einen Korb aus schmahlen Stäben gemacht / nach Art unser Hüner-Körbe / so dicht daß der Fisch nicht durchkriechen kan ; dieser ist unten weit und oben enge wie ein Trichter / mit einem Loch das so weit ist / daß ein Mann seinen Arm hinein stecken kan / an der unter Oeffnung aber ist er etliche Fuß weit. Diese Körbe stossen sie hinunter so daß das unterste im Schlamm zu stecken kommt / auff solche Weise wird der Fisch eingeschlossen / wenn sie nun inne werden daß der Fisch zur Seiten anschläget / so stecken sie die Hand hinein und nehmen

men ihn herauß. Alsdenn ziehen sie den Fisch einen Strick durch die Kinnbacken / und schleppen sie also in einer Reihe hinter sich her / das eine Ende des Stricks macht der Fischer am Gürtel fest / und an dem andern ist ein Knoten daß der Fisch nicht abschlupffen kan. Wann dieser Strick voll ist / entladet sich der Fischer von den Fischen und trägt sie ans Ufer und alsdenn fängt er von neuen wieder an zu fischen.

In den Ströhmen fischen sie folgender Art: Wenn das Wetter sehr trocken ist / ziehen sie eine Wiede über den Strom / welche sie voller Zweige von den Bäumen hängen / die Fische damit zu scheuchen / diese solcher Gestalt hangende Wiede / schleppen sie abwerts mit dem Strohm; Gegen den Strohm aber zwischen den Steinen stellen sie grosse Fischtöpffe / scheuchen / oder treiben also die Fische in diesen Töpffen hinein. Rob. Knox Hist. Erz. v. d' Ins. Ceylon libr. I. cap. 7. pag. 57.

XI.

Der offt wieder Jung gewordene Indianer.

Als Nonnio de Lugne Portugisischer Vice-Roy in Ost-Indien war / da hat man im Jahr 1593. zu ihm gebracht / einen Mann von sonderbahrer Denckwürdigkeit. Denn man hat es mit vielen unverwerfflichen Gründen / Zeugnissen / und Umbständen erwiesen daß sich sein Alter schon bis in das 340. Jahr erstreckte / dieser Stein-alter Mann / konnte sich noch erinnern / daß die Stadt darin er wohnete / noch

gantz unbewohnt gewesen / er war einer von den vornehmsten Leuten in Ost-Indien. Sein beschwerliches Alter hatte er vielmahl / mit einer angenehmen Verjüngerung versüsset/und also jedes mahl neue Kräffte bekommen; Sein weisses Haar hatte sich mit schwartzen verwechselt / und allemahl waren ihm neue Zähne wieder in den Mund gekommen.

Dieser alte Indianer war gebohren in dem Königreiche Bengala. Er erzehlete daß er nach einander 700. Weiber gehabt / wovon viele gestorben andere auch (nach Indianischer Weise) wiederüm verlassen wären / es hat derselbe noch viele Jahr hernach gelebet / als daß sich sein Alter bis auff 370 Jahren erstreckte. Lopez in Chronica.

XII.

Die fliegende Katzen.

DIese Art Katzen sind so groß / als eine mittelmässige Zahme / haben Rauchwerck und Balge als der schönste Zobel / sie fliegen von einen Baum zum andern / ihre Flügel sind denen Fleder-Mauß-Flügeln gleich und bestehen dieselben aus einer dünnen subtilen Haut / welche sich von denen fordern bis an die hintern Füsse erstrecket / und sich weit und breit wie ein Netz ausdehnen lässet. Vogels Ost-Ind. Reis. part. 2. pag. 364.

XIII.

Die Beicht sitzende Weiber.

AUs Eifersucht geschiehet es dz die Christen in

Syrien

Syrien diese Gewohnheit eingeführet / vermöge welcher die Weiber einander zur Beicht sitzen. Acosta schreibt L. 5. Hist. Ind. c. 25. Daß diese Art da Männern den Männern / und Weiber den Weibern beichten schon von langen Zeiten in Peru üblich gewesen / und daß der König niemand daselbst als der Sonnen beichte. Schatzk. rar. Hist. part. 1. pag. 30.

XIV.

Die Paßions-Blume.

IN America hat man Blumen / so Granadille genannt werden / an diesen ist wunderbar / daß selbe eigendlich alle Instrumenten der Passion oder des Leidens CHristi an sich haben und vorstellen Hap. Cosmogr. part. 1. lib. 4. c. 69. pag. 272.

XV.

Der heilige Fluß.

DEr Fluß Ganges wird nicht allein von den Bengalen sondern auch von gantz Indien für heilig gehalten / und glauben sie gar gewiß / daß wer sich in denselben wäschet werde von seiner Sünde sie seyn so groß und grob als sie immer wollen vollkommen gereiniget / und als ein neugebohrnes Kind abgewaschen / wer sich aber nicht in denselben wäschet / meynen sie / könne nicht in die andere Welt kommen. Und darum geschehen von vielen Orten so grosse und weitläufftige Wallfahrten nach diesen Fluß allein umb sich zu waschen und Vergebung der Sünden zu erlangen. Vogels Ost-Ind. Reis. p. 696.

XVI.

XIV.

Betrug so die Räuber in der Provintz Dehly an den Reisenden verüben.

SIe wissen die Reisenden folgengender gestalt zu betriegen / sie schicken auff die Strasse eine schöne Weibs-Person / welche mit ihren zerstreuten Haaren gantz abgeweinet scheinet / seufftzet und sich über zugestossenes Unglück sehr beklaget; Gleich wie nun dieselbe an der Seite des Reisenden einher gehet / also geräth er leichtlich mit ihr in ein Gespräch / und verspricht ihr als einer schönen Person seine Hülffe / die sie auch gantz gehorsamst den Schein nach annimmt; Allein er hat ihr nicht so bald das Auffsitzen hinten / auff seinen Pferde vergönnet / als sie ihm einen Strick umb den Halß wirfft / und ihn damit würget / oder zum wenigsten verwirrt macht / bis die versteckte Räuber hervor lauffen / ihr zu helffen / uñ dasjenige warum sies angefangen zu vollbringen. Thevenots Ost-Ind. Reis. c. XXII. p. 18.

VII.

Die Richter von Ungefehr.

JOhannes Leo in seinem Buch von Africa schreibt / daß die Einwohner des Berges Semedæ in dem Königreich Marocco keine andere Richter zu Erörterung ihrer Streitigkeiten hätten als die jenigen / welche von ungefehr vorbey giengen.

VIII.

Wunderliche Mode so in Cochinchina mit den Medicis gehalten wird.

In

IN Cochinchina werden die Medici nicht bezahlt / wenn der Patient nicht wieder gesund wird. Und dannenhero muß ein junger Mensch an diesen Orten / weil er noch lang zu leben hat / viel mehr geben / denn ein Alter. Wie denn deßwegen auch ein ordentlicher Tax was ein jeder / er sey jung oder alt / zu geben / schuldig / daselbst gesetzet ist. Schatzk. rar. Hist. Part. 1. p. 144.

XIX.

Wunder-Kraut so einen Krancken das Leben oder den Todt anzeiget.

IN dem Reiche Peru gibt es eine Pflantze oder Kraut / wann einem Krancken ein Zweiglein davon in die Hände gegeben wird / und er sich hierüber munter und frölich bezeigt / so bedeutet es ihn die Wiedererlangung seiner Gesundheit / wenn er aber darüber in Angst und Bangigkeit fällt / so verkündiget es ihm den gewissen Todt. Dieses ist einesmals an einem Krancken / Bedieneten des Spanischen Grafen de Nieva, so sich damahlen in Peru auffgehalten / probiret und wahr befunden worden / wie P. Joh. Eus. Nieremberg. lib. 14. c. 39. Hist. Nat. bezeuget.

XX.

Beschreibung der Adams Pic, oder des Adams Berges.

DJeser Berg wo Adam und seine Söhne in Stein ausgehauen / oder wie die Einwohner dafür halten / unter diesen Steinen begraben liegen sol / liegt in der Insul Ceylon, und hat ei-

ne solche Höhe / daß man zwey Stunden zu gehen hat / ehe man hinauff kompt / oben sind auff beyden Seiten Ketten angemacht / daß man sich im hinauf gehen daran halten kan. Die Länge des Adams betreffend / sol solche 18 Ellen / dessen Finger drey-viertel Ellen / die Nägel ein-viertel Ellen / und die Füsse anderthalb Ellen lang seyn. Bedachter Adam / sol mit seinen neun Söhnen / zu oberst auff den Berg in einer Höle begraben liegen / in welcher täglich über hundert Lampen brennen / so sind auch viele wunderliche Characteres und Figuren nebenst einer auff den Grabe-Stein ausgehauenen Schrifft / welche aber noch zur Zeit niemand lesen können / daselbst zu sehen / D. Partheys 9jähr. Ost-Ind. Reis. cap. V. p. 76. Die Einwohner dieser Insul / sind der festen Meinung / daß Adam daselbst erschaffen / und diese Insul Zeilon ein Theil des Paradieses gewesen sey. Mandelslo / Morgenl. Reis. lib. 2. c. 12. pag. 103.

XXI.

Etliche Handwercker werden von theils Völckern unehrlich gehalten.

BEy den Abyssinern sind die Eisen-Schmiede so infam, daß von den gemeinen Umgang anderer Leute gantz außgeschlossen leben müssen / so / daß niemand fast mit ihnen umbgehen mag. Es ist ihnen nicht einmal erlaubt in die Kirche unter andere ehrbare Leute zu gehen. Die Metzger aber / sind bey der Canarien-Insuln so verhaßt / daß man die leibeigene Leute / wenn sie

das

das Leben verwirckt haben zu diesem Handwerck zwinget. Schatzk. aus dem Frantzös.

XXII.

Die den Kindern gehorsame Eltern.

WEnn einer von den Eltern oder Einwohnern der Insul Zeilon etwas verkauffen wil / so fraget er zuforderst sein jüngstes Kind (so fern es reden kan) wenn solches Kind den Kauff gut heisset / und seinen Consens dazu giebt / so macht der Vater den Verkauff. So aber dessen Einwilligung nicht zu erhalten / so darff der Vater keines weges den Kauff schliessen und solte er auch doppelt Geld davor haben können. Albr. Herport / Ost-Ind. Reise pag. 79. it. Schweitzers 6jähr. Ost-Ind. Reis. p. 48.

XXIII.

Glückseelige Leute / so kein Geld kennen.

IN der Insul Madagascar, finden sich zwar viele Silber- und Gold-Minen / mit solchen aber / wusten die Einwohner / zu Mandelslo Zeiten noch nicht umbzugehen / ja sie waren so glückseelig daß sie kein Geld kenneten / vielweniger æstimirten / was man derowegen an solchen Orte kauffen wolte / muste man mit Glaß / Stein / Corallen / Messinge Arm-Ringe und Spannen an sich tauschen / vor einen Schnur Corallen / oder zwölff Messinge Arm-Ringe gaben sie den schönsten Ochsen / oder zehen Schaafe / oder 30. Capaunen / vor eine alte Trompete gaben sie 4. Ochsen / das Vieh ist ihr einziges Leben und

Reichthum / womit sie den Tatarn gleich im Lande herumb ziehen / und frische Weide suchen / Mandelslo Schreiben an Olear.

XXIV.

Die lieblich-singende Fische.

PEtrus Martyr, lib. 16. Hist. Nat. c. 57. schreibet / welcher Gestalt Gil-Gonzalo und dessen Gefährten dem Petro Ario angezeiget / daß sie ohngefehr hundert Meilen von Panama einer Stadt / das Meer gantz schwartzfärbig angetroffen / und darinnen Fische gesehen / welche so groß wie Delphinen / und so anmuthig wie die Menschen gesungen. Happ. Cosmogr. Pars 1. lib. 3. c. 1. pag. 146.

XXV.

Der empfindliche Baum.

AN der Küste Malabar, wird ein Baum gefunden / der Empfindliche genant / dessen Früchte / wenn sie nur mit den Finger angerühret werden / solches nicht leiden können / sondern anfangen zu hupffen und zu springen / Walther Schultz. Ost-Ind. Reis. lib. 2. cap. 11. p. 171.

XXVI.

Die auff den Bäumen wachsende Austern.

AUch andern sehr wohlschmeckenden Fischen so in der Insul Madagascar gefunden werden / hat man auch allda eine gute Austern / welche daselbst auff den Bäumen wachsen. Dieses gehet folgendermassen zu: Es stehen diese Bäume

me am Ufer des Sees / wenn nun solche zur Zeit der hohen Fluth überschwemmet werden / so setzen sich an dieselben sehr viel junge Eustern welche in der Rinde des Baums so hart und feste hernach wachsen / daß man sie mit gantzer Gewalt abschlagen muß. Mandelslo.

XXVII.

Der grün-bewachsene See.

SIebentzig Meilen von dem festen Lande bey denen Insuln des grünen Vor-Gebürges Capo verde in Africa, entdecket man ein Stück vom Oceano, oder dem allgemeinen grossen Welt-Meer / von dem zwantzigsten bis auff den vier und dreissigsten Grad / welches über und über mit einer besonder Art Gesträuche dergestalt dick überzogen / daß man kein Wasser sehen kan / und man anders nicht meinen solte / man fahre auff einer grünen Auen / dahero dieser Tractus gemeiniglich / die Graß-See genennet wird / woher dieses Gewächs seinen Ursprung habe / in Betrachtung / solches von erstgedachten Insuln / und dem festen Lande weit entfernet / mag niemand wissen. Etliche zwar wollen behaupten / ob komm es von dem Grunde des Meers / aber man kan dieser Orten / auff etliche hundert Klaffter tieff keinen Grund finden. Dieses Gewächse vergleichet einigermasse sich mit dem Petersil / ist aber etwas gelblicher / und träget Beeren den Creutzbeeren nicht ungleich / nur daß sie inwendig hohl sind / von fernen siehet man diesen Ort wie eine niedrige Insul an. Americæ XVIII. Theil.

XXVIII.

Die schwimmende Dörffer.

DIe künstlichen Sinesen / bauen gantze schwimmende Dörffer / womit sie hin und wieder auff den Wassern / doch nur auff Ströhmen fahren. Zum Fundament solcher Dörffer nehmen sie überaus starckes Rohr / Bambus genandt / welches von Natur den Sincken widerstehet / solches belegen sie mit schweren Balcken / und werden dieselbe so wol als das Rohr / mit starcken Overhöltzer und Stricken aneinander befestiget ; Alsdenn bauet man auff dieses Fundament so viel Wohnungen als der Platz leiden wil / von Brettern und leichter Materie / dieselben werden oben mit einen Dach von Matten beleget. In diesen Schiffen können sich die Sinesen alsdenn mit Weib und Kindern aushelffen / und ernehren / eben als wohnten sie auff den festen Lande. Es sind etliche von diesen schiffenden Dörffern so groß / daß sich über zweyhundert Familien / oder Hauß-Gesinde darin befinden. Solche schiffende Bauren treiben fürnehmlich Kauff-Handel / mit allerhand Sinesischen Wahren / und fahren demnach mit ihren Dörffern / auff den Ströhmen und Flüssen / von einem Ort zum andern / Selbiger aber fort zubringen / gebrauchet man keine Seegel von Matten / der gleichen sonst mehrentheils auff allen Sinesischen Schiffen seyn / sondern lässet sie entweder mit den Strohm hinab treiben / oder scheubet sie mit Bäumen und ziehet sie mit Stricken / gegen den

den Strohm hinauff. Wenn sie an einen Ort gelangen / wo sie was zu verkauffen gedencken / so stecken sie starcke Bäume in den Grund / und hangen ihr Dorff daran / als an einem Ancker feste. Neuhofs / Sinesische Reis. pag. 140.

XXIX.

Die Abergläubigen Einwohner der Insul Ceylon.

DJese Völcker sind sehr abergläubig mit Anmerckung allerhand geringer Dinge und Zufälle / die sie aus Zeichen des ihnen bevorstehenden Glücks- und Unglücks-Fällen / das Niesen / meinen sie / bedeute etwas böses / so gar / wenn es einen begegnet / daß er nieset / indem er etwas vornehmen wil / er solches anstehen lässet / und hält davor / es würde ihm übel gelingen / wenn er fortführe. So darff auch niemand in Gegenwart des Königs / niesen / husten / oder ausspeyen / weil solche Dinge etwas übels bedeuten sollen. Es ist in diesen Lande ein Thierlein / so einer Heidexe sehr gleich kompt / welches man gleichsam vor einen Wahrsager hält. Denn in was vor ein Werck oder Geschäfft sie auch begriffen sind / so sie selbiges schreyen hören / halten sie eine zeitlang damit ein / und es deute ihm selbiges an / daß umb solche Zeit ein böser Planet regiere. Imgleichen geben sie genaue Achtung / wenn sie des Morgens ausgehen / wer ihnen am ersten vor Gesicht kommen / und wenn sie da einen weissen Mann / oder dicke Frau erblicken / halten sie es vor ein glückliches Zeichen / hin-

gegen aber sehr unglücklich / wenn ihnen alte / oder heßliche Leute begegnen. Rob. Knox Hist. Erz. der Insul Zeilon, lib. 3. c. 1. p. 134.

XXX.

Die kostbahre Schatz-Kammer.

Des grossen Mogols reichstes Schatz-Hauß hat einen Thurn mit güldenen Blech beleget / in denselben sollen acht Gewölber seyn / zwey von selben sind mit den schönsten Gold / vier mit Silber / und die übrigen mit Diamanten / Rubinen / Saphiren / Smaragden und Perlen von ungemeiner grösse angefüllet. P. du Vall. pag. 1. Geograph. p. 387.

XXXI.

Der Wasser-schwitzende Baum.

Unter den Canarien-Insuln soll auch eine seyn / welche von den Spaniern Ferrea, sonst aber auch wol Teneriffe genennet wird / in derselben Insul sollen weder Brunnen- noch Wasser-Flüsse seyn / ein Baum aber daselbst / ziemlicher grösse / soll Blätter haben / als ein Nuß-Baum / doch etwas grösser / und mit einer Mauer umbgeben seyn / aus dessen Blätter / schwitze und trieffe eine solche Menge Wassers / daß man durch gemachte Graben hiemit die gantze Insul Wasser komme. Hier. Benzo, de Insul Canar. c. 2. cum not. It. Petr. Martyr. Hist. Ocean. Decad. 1. P. 1. circa finem. Scherdigers Beschr. der Canarischen Insuln c. 2. pag. 524.

XXXII.

Die lächerliche Floh-Schlacht.

In

IN den Americanischen sind etliche Insuln voller Flöhe / als nun einsten eine Spanische Armee durch solchen Wald marchirte / so ward sie von den Flöhen angefallen / sie wehrten sich anfangs zwar tapffer / und caputirten ihrer viel Tausend mahl Tausend; Allein darüber ward der Wald gantz rege gemacht / also / daß die Spanier endlich gezwungen worden reißaus zu nehmen. Franciſci Luſt und Stats-Garten p. 929.

XXXIII.

Der Eisen verzehrende Wind.

DJe Insul Tercera, eine von den Acoriſchen / welche man auch wol die Saltz- oder Falcken-Insul nennet / ist vielen Stürmen unterworffen / und deswegen über die massen feucht. Die Winde aber sind so starck und durchdringend daselbst / daß sie das Eisen an die Steine an den Häusern gantz und gar anffressen / und zu Staub machen. Unter andern bezeuget Linschot: Er habe das eiserne Gitter an den Königlichen Zollhause auff Tercera geseheu / welches zwar Armes dick / und das Stein-Werck von ausgehauenen Felsen gewesen / dennoch sey / solch Gegitter an etlichen Orten so dünne wie Stroh gewesen / weswegen man gemeiniglich die Giebeln der Häuser von solchen Steinen auffrichte / die von den Inwohnern / an dem Ufer aus den Meer gezogen werden / wider welche der Wind / solche Krafft nicht haben kan / sie zu verzehren. Linschot. Part. 3. cap. 6. Indiæ Orient.

XXXIV.

Die Sinesische Gauckler oder Augen-Verblender.

Milton, als ein Augen-Zeuge/ meldet nachfolgendes von den Sinesischen Gaucklern / und zwar / daß es in Gegenwart seiner und viel tausend anderer Leute / die mit zu gesehen / geschehen sey.

Einer spricht er / von den Gaucklern nahm ein auffgewickeltes Klauen und einem Strick / davon er das eine Ende in die Hand nahm / und das Klauen mit einer solchen Gewalt in die Lufft hinein warff / daß es niemand mit seinen Gesicht erreichen kunte / hieselbst kletterte dieser Mensch mit solcher geschwindigkeit / an demselben Strick in die Lufft / daß man ihn endlich nicht mehr sehen kunte.

Ich stund damahlen in grosser Verwunderung / nicht wissend / was daraus werden solte / biß ich inzwischen und alle Zuschauer neben mir sahen / daß ein Bein aus der Lufft herunter fiel / einer von diesen Gaucklern raffte es augenblicklich auff / und warff es in den Korb / einen Augenblick hernach fiel eine Hand herunter / und gleich darauff abermahl ein Bein / kurtz zu melden / alle Glieder des Leibes kamen solcher Gestalt aus der Lufft herunter gefallen / und wurden zusammen in den Korb geworffen / das allerletzte Stück das wir herunter kommen sahen / war der Kopff / welcher / so bald er nur die Erde berührte / von dem der die Glieder auffgesammlet hatte / in den

Korb

Korb geworffen ward / hierauff sahen wir vor unsern Augen / wie alle Glieder wieder zusam̃en krochen / und sich vereinigten / daß alsobald ein vollkommener Mensch darauß ward / der gleich wieder stehen und gehen konte / wie vorher / ohn einzigen Schaden an ihm zu mercken. Ich habe mich niemalen über etwas so sehr verwundert / als da ich dieses Werck sahe / und zweiffle fast / ob dieses Werck ohne eines andern Hülffe hat zugehen können. Milton in seiner Reiß-Beschr. Part. 4. c. 18. p. 198.

Neuhoff / hat derer etliche gesehen / welche Mäuse un̄ Ratzen an kleine Kettlein fest gemacht / oder in einem kleinen Stall verwahrt gehabt / die so artig nach einem Spiel wissen zu tantzen / daß man sich zum höchsten darob verwundern muste. Er hat auch allda gesehen / daß ein Gauckler einen Köcher oder Scheide an seinen Gürtel fest gemacht / und ein langes Bambus Rieht darin gesteckt / worauff sein Mitgesell mit einen Fuß also zu stehen und sich fest zu halten gewust / als ob er auff ebener Erde gestanden / da doch das Rieht oben / bey weiten keinen halben Fuß breit gewesen.

Noch hat Neuhoff einen andern Gauckler daselbst gesehen / der das eine Ende eines Fadens dergestalt in seinem Augwinckel zu stecken wuste / daß es ihm mit Schnauben zur Nase herauß kam / darnach fassete er beyde Ende und zog dieselbe so lang hin und her / biß ihm die Thränen über die Wangen lieffen. Auch kroch derselbe in einen Korb / darin sein Leib nur Raum hatte / bald stieß

sein

sein Mittgesell einen blossen Degen so eiffrig und greulich hindurch / daß der so im Korbe saß/schrye als wenn er ermordet würde / dazu floß das Blut häuffig aus dem Korbe / dennoch sprang er so bald man den Korb eröffnete / frisch und unverletzt herauß. Es nam mich groß Wunder / daß ihm nicht einer von allen Stichen getroffen / da doch Stich über Stich durch den Korb und wieder herauß gegangen. Neuhoffs/ allgemeine Beschr. Sina, p. 163.

XXXV.

Der donnernde Berg.

IN Brasilien in der Gegend Musurepe, liegt ein Berg / Pasira genandt. So bald ein Regen auf denselben fällt/ giebt er überauß harte und knallende Donner-Schläge von sich. Olf. Dappers America.

XXXVI.

Der faule Fisch.

IN den Sinesischen Wassern ist ein Fisch welcher Krampf-Fisch genennet wird / dieser ist so faul und träg / daß er niemahls von der Stelle kompt / ja er soll die Eigenschafft an sich haben / daß er alle andere Fische die sich zu ihm nahen erstarret unbeweglich macht. Kircheri China Illustrata. p. 102. Francisci Ind. Lust-G. pag. 1422. Molleri Allegor. part. 1. p. 192. 9. 105.

XXXVII.

Der von Würmen geplagte Vogel.

IN Indien ist ein Vogel Tupata, so durch und durch mit Würmern auß- und angefült ist /

ist / so gar / daß ausser Würme und Haut nichts an ihm zu sehen ist / gleichwol bedüncket er sich gesund / ist lustig / guter Dinge / und vergnügt / daß sie wegen des dicken Gefieders die Haut nicht durchbohren können / hüpffet also in seiner grasichten Heimath eine Weile herum / und kan seinen Jammer nicht erkennen. Nieremb. L. N. c. 14. Fr. Fernandez Hist. avium, nov. Hisp. tract. 2. c. 22. Paulin. Zeitkürtzende Erbaul. Lust. pag. 8.

XXXIIX.

In China findet man eine Menge von Schiffen.

IN der Landschafft Fokien, sind die Schiffe in solchen Uberfluß / daß die Einwohner sich gegen den Sinesischen Käyser als er die Japaner mit Krieg überziehen wollen / erboten / eine Schiff-Brücke von selbiger Provintz bis an die Insul Japan, wo die See ihr Vorhaben nicht verhindern würde / zu machen / da doch Japan über 80. Meilen von China liegt. Neuhoffs China p. 329. Hessel. in Elbe-Strohm / p. 81.

Marcus Polus erwehnet / daß er in den Hafen der Stadt Simgui 5000. grosse Schiffe gezehlet / Marc. Polus, lib. 2. c. 63.

XXXIX.

Der Chinesische funcklende Fluß.

DEr Fluß Chu, in der Sinesischen Landschafft Suchuen, ist in der Nacht wunder-

bar

bar anzusehen/denn auf seinen Grunde erscheinen viele helle Lichter. Die Einwohner gläuben/ daß es lauter Carfunckel seyn die im finstern so schön spielen / daher sie diesen Strohm auch den Perlen-Fluß nennen. Dapp. Asia.

XL.

Die wohlverwahrte Jungferschafft.

Eine seltzame Gewonheit lieset man in Edvard Lopez Ost-Indischen / so bey den Inwohnern des Königreichs Pegu gebräulich / dadurch sie ihre Tochter von unbefügten Beyschlaff bewahren / daß sie dieselben / wenn sie heyrathen / ihrem Bräutigam als Jungfer zuführen können. Die Eltern neben ihnen so bald sie gebohren/ werden / ihre Schaam zu / und lassen ihnen nur ein kleines Löchlein offen / dadurch sie ihr Jungferliches Wasser abschlagen mögen / wenn sie denn erwachsen und verehliget werden / so mag sie der Bräutigam wiederum auffschneiden so groß und so klein als er vermeinet / daß sie ihm eben recht sey. Die Wunde wissen sie hernach mit einer besondern Salbe bald wiederumb zu heilen.

Man solte vermeinen / daß die allzu grosse und zarttiche Eifersucht des Peguanischen Manns-Volck zu dergleichen wunderlichen Vornehmen grossen Anlaß gebe / wenn nicht diesem entgegen stünde / daß die Vornehmsten darinnen / so etwan eines Standes oder von Adel gebohren sind / die Frembden und Außländer / so sich bey ihnen auffhalten / ersuchen / daß er die

erste

erste Nacht bey ihrer Braut schlaffen / und ihr die Jungferschafft benehmen / wie sie ihn dann vor seine Willfahrung stattlich beschencken / und es sich vor eine grosse Ehre halten / wann sie ein anderer so grosser Mühe und saurer Arbeit überhebet. Ja wenn einer ins Land kompt Handelschafft darinnen zu treiben / er sey von welcher Nation es wolle / so biethen ihm die Peguaner viel junge Töchter an / alsdenn machet er mit deren ihren Eltern oder Freunden / welche ihm anstehen / einen Contract, daß er sie bey sich habe / so lange er im Lande bleibet / wenn solches geschehen / behält er sie in seinem Hause / und sie ist bey ihm Tag und Nacht / wartet ihm auff / und lässet sich als seine Frau von ihm gebrauchen. Allein er muß sich hüten vor allen andern Frauen / daß er sich nicht daran vergreiffe; denn solches würde ihn in Leib- und Lebens-Gefahr bringen; wenn er sich nun wieder aus dem Lande begeben wil / bezahlt er den Freunden und Eltern den bedungenen Lohn / ziehet in Friede davon / und die Tochter kehret mit aller Tugend wieder in ihres Vaters Hauß / und wird so ehr- und redlich gehalten wie zuvor. So es sich hernach begiebet / daß hernach eine solche Tochter an einen Mann verheyrathet wird / und solte sie gleich den Vornehmsten in Pegu bekommen / und es trüge sich zu / daß vorgemeldter Frembdling wiederum in Pegu käme / um sich von neuen daselbst auffzuhalten / und eine zeitlang zu handthieren / so gehet er hin / und begehret / daß man ihm seine vorige

Frau

Frau wolle wieder zustellen / dieselbe wird ihm alsdenn gleich abgefolget / ohne eintzige Einrede ihres Mannes / auch ist es ihr keine Schande: Sie bleibet so lange bey selbigen Frembden / als er sich im Lande aufflhält / wenn er alsdenn sich wieder hinweg begibt / so kehret sie zu ihrem rechten Manne zurücke: welcher Gebrauch bey ihnen zu einen unverbrüchlichen Gesetze werden / ex Lopez Talander in Historischen Welt-Sp. pag. 156.

XLI.

Die seltzamen grossen Bäume.

IN der Provintz Suchuen, in der kleinen Stadt Kien / stehet bey einen Götzen-Tempel ein Baum Cienien, das ist / der Baum von tausend Jahren genandt / welcher so groß ist / daß unter einen einigen Zweige desselben 200. Schaafe / auch rund herum lauffen / und doch von niemand / wie nahe er auch bey sothanen Zweige sich befindet / können gesehen werden. Neuhoffs China, p. 355.

In West-Indien sind solche ungeheure grosse Bäume / daß die Einwohner in ihren außgeholeten Stämmen schöne Wohnungen mit verschiedenen Kammern zu zurichten pflegen / darin sie grosse Panqueten halten / und sind derselben etliche gefunden worden / welche 80. Schuh / einige aber / welche gar 120 Schuh in die Runde gehalten. Nierenib.

In den Americanischen Gepüschen findet man

man Bäume/ die so dicke sind/ daß die Einwohner aus einem eintzigen Stam̃ (zumahlen sie von keinen Brettern wissen) ein Schiff zuhauen wissen/ in welchen mehr als 150 Mann Platz haben. Auff den gewaltigen Aesten dieser Bäume/ pflegen offt andere ziemlich grosse frucht-tragende Bäume zu wachsen/ und zwar von den Körnern dieser oder jener Frucht/ so von den Vögeln darauff getragen werden. Happel. Rel. Cur. Tom. I. p. 164.

XLII.

Brunn so sich in Stein verwandelt.

IN Guancavelica, einem Dorff in Peru, ist ein Brun̄ darauß heiß Wasser fleust/ welches sich/ wenn es heraus kömpt in Stein verändert/ wenn jemand dieses Wassers trincket/ es sey ein Mensch oder Vieh/ muß er sterben/ denn es wird im Bauch zum Stein. Linschot Part. 3. c. 6. E. Francisci Indian. Lust-Garten. p. 1262.

XLIII.

Die fliegende Fische.

IN Ost-Indien auff die Höchte von den Canarischen Insuln/ werden viele fliegende Fische gesehen/ so in der Grösse eines Herings/ doch etwas grösser und runder sind/ diese haben Flügel wie die Fleder-Mäuse/ damit sie in die hundert bis zweyhundert Schritte fortfliegen können/ nemlich so lange/ bis ihnen die Flügel trocken werden/ alsdenn fallen sie ins Meer/ auch offtmahls in die Schiffe. Es sind aber diese flie-

gende Fische vielen Gefährlichkeiten unterworffen / denn wenn sie in die Lufft fliegen / werden sie den Habichten / Meven und andern Raub- und See-Vögeln zur Beuthe / bleiben sie im Meer / so werden sie von grossen Fischen / so ihnen unaufhörlich nachfolgen / gefressen und verschlungen / fallen sie in ein Schiff / so dienen sie den Menschen zur Speise. Mandelslo Reise-Beschr. p. 173. 379. Neuhoffs China. p. 227. Jürgen Andersen, Orientalische Reisen. p. 181. Vogels Ost-Ind. Reis. Part. 1. pag. 32. Franciſci Ost-Ind. Lust-Garten. p. 31. Joh. von der Bahr Tag-Buch. Bl. 144. cap. 4. pagina 24. Partheus Neunjährig. Ost-Ind. Kr. Dienste Ernst zufällige Gedancken. Hist. 3. p. 8.

XLIV.

Leute / so des Nachts wol / aber nicht bey Tage sehen können.

IN Malacca giebt es eine Art Leute / welche die Holländer Filii de Kackerlac nennen / (Kackerlac ist eine Art Käfer / so in diesen Landen bey Nacht herüm schwermet / des Tages aber ruhig ist und schläfet /) diese können des Tages mit offenen Augen wenig oder nichts sehen / des Nachts aber / können sie auch in den finstersten Orten Geld zehlen / und ihre Handthierungen treiben / welches sie des Tages nicht vermögen. Derowegen liegen sie des Tages und schlaffen; so bald aber die Sonne unter den Horizont gangen daß es zur Demmerung kompt / beginnen sie wie-

der

der zu sehen / Andersen, Oriental. Reisen / lib. 2. c. 16. pag. 80.

XLV.

Die schönen Chinesischen Weintrauben.

IN China absonderlich in der Provintz Xansi, wachsen solche Weintrauben / die in gantz Ost-Indien vor die beste gehalten werden. Die Sineser pressen zwar keinen Wein darauß / weil sie den Reiß-Tranck viel höher schätzen / aber die Patres der Gesellschafft JEsu / bedienen sich dieses Reben-Saffts auff ihren Altären / und versehen auch andere Sinesische Provintzen von dannen damit / sonsten findet man auch in der Provintz Peking gute Trauben / welche gleichwol denen in Xansi weichen müssen / weilen besagter massen die Sineser keinen Wein achten / so dorren sie die Trauben zu Rosinen / und verkauffen selbe durchs gantze Jahr. Martinii Atlant. Sin.

So findet man auch in Indien / so wol innals ausserhalb Batavia Wein-Stöcke / so zweymal / ja andere / die gar dreymal des Jahrs reiffe Trauben bringen / die einen sehr angenehmen Geschmack / nach Art deren / die am Rhein und in Franckreich zu finden / haben. Walther Schultz und Vogels Ost-Indische Reisen.

XLVI.

Thörichte Mittel der Sinesen / ein langes Leben zu erlangen.

DIe Heiden sind vor andern Menschen sehr sorgfältig / ihr Leben lang daurend zu ma-

chen / bemühen sich dannenhero allerhand Mittel zu erfinden / dasselbe zu verlängern. Hierzu brauchen sie theils natürliche / theils närrische Sachen.

Unter den natürlichen kan man zehlen die Steinlein / so bey der Stadt Changehung in der Sinesischen Landschafft Xensi gefunden werden / es seynd dieselben bräunlicht / blau und mit weissen Strichen vermenget. Diese Steine werden von den Sinesern und sonderlich von den grossen Herren dieses Landes / sehr hoch æstimiret / weil sie davor halten / daß der von diesen Steinen gebrandte Kalck / kräfftig seyn sol / das Leben lange zu verlängern.

Noch höher halten sie / daß aus dem Berge Fangtai gegrabene Moscowitische Glaß / von diesen brennen sie auch ein Kalck / welcher mit Wein eingenommen ebenfals nach der Sineser Außsage sehr kräfftig seyn sol / das Leben dauerhaft zu machen. Neuhoffs China. p. 340.

Ein närrisch Mittel aber / zu einem langen Leben ist dieses / daß die Sineser durch gantz Sina Kranich-Vögel und auch bißweilen Hirsche in ihren Häusern halten / von welchen sie diesen Aberglauben hegen / daß / so sie diese Thier / welche sehr lange leben / für und für im Hause haben und anschauen / sie durch dero stetiges Anhauchen und Othem außblasen / auch ein langes Leben erreichen. Neuhoff. p. 153.

XLVII.

Der zitternde Baum.

In

IN dem Käyserthum Japan, wächst ein hoher Baum / von den Einwohnern Viacuſchyqva genandt / welcher Reihen Weiſe an einem Buſche 110. Blumen trägt / von allerhand Coleur gleich wie die Stachelbeer-Blüthe / eines angenehmen lieblichen Geruchs / wenn man dieſen Baum nur ein wenig von ferne anrühret / unangeſehen derſelbe wie eine dicke Eſpe iſt / ſo beweget er ſich / zittert und bebet dermaſſen / als ob ihm der Wind ſchüttele. Die Einwohner wiſſen keine andere Urſachen von dieſen Wunder zu geben / als daß es deſſen Natur ſo mit ſich bringe. J. Meiſters Indianiſcher Kunſt- und Luſt-Gärtner. Part. 1. p. 342.

XLVIII.

Der Wind verkauffende Sineſer.

WInd und Wetter machen / iſt ſonſt ein Werck GOttes / denn von dem heiſſet es: Daß ihm Wind und Meer gehorſam iſt. Deſſen unerachtet / finden ſich in Sina Leute / welche / wie bey uns die Zigeuner auff dem Lande herümb ſchwermen / und vagiren / die nicht allein Wind und Wetter machen / ſondern gar ümbs Geld denen Seefahrenden und Kauff-Leuten verkauffen können.

Von ſolcher Gattung ſind im Jahr 1666. dem Geſandten der Niederländiſchen Oſt-Indiſchen Compagnie / zwey ſampt einen heidniſchen Pfaffen ans Schiff gekommen. Einer von dieſer künſtlichen Geſellſchafft / hatte einen Pfriemen

durch seine Wangen gesteckt / beyde schüttelten ihre Leiber als wenn sie vom Teuffel besessen wären; Diese sagten dem Schiffer / als welcher ein Sieneser war / und dem Volck von des Abgesandten Schiffe / daß sie den folgenden Tag gut Wetter / und Wind / und eine glückliche Reise haben würden; weswegen der Schiffer / als der sie mit gefaltenen Händen ansprach / ihnen etwas Geld / worümb es ihnen nur zu thun ist / geschencket / wie auch einiges vergüldtes und silbernes Papier / ümb selbiges seinetwegen den Teuffel zu opffern. Es hat ihnen auch der Herr Abgesandte von Hoorn, einiges Geld / ümb ihrer / wie der Beschreiber dieser Gesandschafft meldet / nur loß zu werden.

Auf der Rück-Reise von Delphing nach Hokkien, seynd diesen Leuten von der Ost-Indischen Compagnie nochmahls zween Wettermacher / eine Manns- und zween Weibs-Persohn / so beyde zierlich bekleidet waren / begegnet / denn es schweiffen solcher Gattung viel in Sina herümb / die umb einen kleinen Gewinn Glück und Unglück verkündigen / und gut Wind und Wetter zu verschaffen / sich erbiethen. Diese haben sich auch damahls zu den neuen Batavischen Leuten verfügt / mit dem Anerbiethen durch ihre Kunst die Reise zu befördern helffen / auch dieselb alsobald ins Werck zurichten / seynd aber auch mit einer kleinen Verehrung abgewiesen worden.

Die rechten Wind-Verkäufer sitzen aber gemeiniglich am Ufer / und biethen denen Seefahrenden ihren

ihren Dienst umbs Geld an/allda finden sich insgemein ihrer zween zusammen; Einer sitzt mit einen Buch zwischen zween zusammen gebundenen Rieht/oder Schilf-Büschen/trägt auf den Haupt eine platte oder flache Haube/ und über den Leib einen weiten Rock mit tausendfachen Falten. In der lincken Hand hat er ein Buch/und murmelt einige Worte daraus her. Sein Mit-Gesell sitzet zwischen zween Fisch-Körben/ hat gleichfalls eine platte Haube auf den Haupt/ der oberste Theil aber des Leibes/ist mehrentheils nackt und bloß. Mit der rechten Hand hält er das vorderste Ende von einen Sack/ der sich ihm umb der rechten Achsel längst der Schulter herumb lencket/ und voll Windes ist/ woraus er so viel Wind fahren läst/ als ihm einer Geld gegeben hat; in der lincken Hand führet er einen grossen Hammer von Holtz/womit er etliche mahl auf die Erde schlägt/ damit der Geist des Windes welcher ihrer Meinung nach/ auf einen grossen Vogel/in Gestalt eines Mannes mit einen breiten Huth/ und weiten Rock in der Lufft schwebt/ herniederkomen möge. Dapper, in Beschreib. des Käyserthumbs Sina, bl. 72. und in der dritten Gesandschafft nach China, pag. 296.

XLIX.

Die lebendig werdende Baum-Blätter.

IN der Insul Cimbubon, wächset ein Baum/ dessen Blätter/ wenn sie auf der Erde fallen/ sich von einen Ort zum andern begeben/

auf allen Seiten haben sie gleichsam zwey kleine Füßlein / wenn man auf sie tritt / geben sie kein Blut von sich / rühret man sie aber an / so weichen und fliehen sie davon / ein solches Blättlein hat 8. Tage in einem Schüßlein verwahret / gelebet / und sich so oft mans berühret / gereget. Scaliger. Exert. III.

L.

Die geschwäntzte Menschen.

IN der Insul Sumatra, werden auf einem Berge eine gewisse Art Menschen gefunden / die an den Hintern Schwäntze / wie die Schweine haben / es werden aber solche Menschen gar wenig gefangen / weil sie im Lauffen so geschwind und schnell seyn wie die Hirsche.

Vor einer numehro geraumen Zeit wie die Holländer diese Insul noch inne gehabt / ist ein Mann und Frau von dergleichen Art / an einen Baume schlaffend gefunden. Diese sind gefangen / und in die Stadt Toyavvan gebracht worden / allda man ihnen die Schwäntze abgeschnitten / und vermeinet / sie als andere Menschen aufzuziehen / sie sind aber beyde kurtz nacheinander / weil sie nicht das geringste von der Holländer Speise zu sich nehmen wollen / man möchte ihnen auch reichen was man wolte / mehrentheils vor Hunger gestorben. Vogels, Ost-Ind. Reis. pag. 732. Edit. nov.

LI.

Das von Gold / Silber / Perlen nud Diamanten funcklende Schloß.

In

IN neu Hiſpanien ſoll ein heidniſcher König/ ein ſolches vortrefliches Hauß haben / deſſen Balcken nicht allein von den rarſten Holtz mit güldenen Blech überzogen / ſondern noch über dem / mit den allerköſtlichſten Diamanten reichlich verſetzet ſeyn / die Treppen wie auch die Diehlen / ſollen von den feineſten Silber gegoſſene Platen / die Wände aber / Stuben und Thüren / alle mit güldenen Blech bedecket / die Hänge an den Thüren / die Riegel und was ſonſten in andern Häuſern von Eiſen / allhier von puren Golde ſeyn / dieſes aber iſt das allerverwunderlichſte / daß die Stuben / Zimmer und Sähle allerhand Bäume / Früchte / Kräuter und Thiere vorſtellen / die nicht gemahlet noch gelacket / ſondern mit funcklenden Saphiren / blitzenden Rubinen ſchimmernden Smaragden / gläntzenden Perlen alſo verſetzet ſind. Dieſes Gebäu ſoll dem jenigen / der es beſchauet / ſo die Augen verblenden / daß er es vor groſſen Funckeln nicht recht beſehen kan. Peter Steffens Reiſe in die Neue Welt p. 165. c. XXI.

LII.

Der curiöſe Porcellaine Thurn.

DJe Thürme ſind Zierathen der Städte / und ihre Himmel-anſteigende Höhen Zeugen / der ehmahligen Sprach-Veränderung / wenn an ſolchen Kunſt und Wiſſenſchafft ihr Meiſterſtück abgeleget / ſind ſie Beſehens würdig. Straßburg darff ſich ſeines Munſters / als an welchen

172. Jahr gebauet. Wien/ des Stephans/ und Landshut des Dohm-Thurms nicht schämen/ als welche drey unter vielen Tausenden in Europa/ (denn der erste der Curiöseste / der ander der Stärckeste / und der dritte der Höchste / in denselben) die fürnehmsten sind.

Du aber weltgepriesenes Europa / darffst dich nicht einbilden daß du allein mit dieselben stutzest. America, Asia, und andere heidnische Oerter prangen mit deren etliche / vor welchen schier der Glantz der Europäischen weichen muß. Doch muß man diese den Lob lassen / daß jene an Dauersamkeit ihnen nicht das Wasser reichen können / weil diese Nationen / vorab die Sineser / nicht groß von einen Grund in der Erde zu legen wissen / sondern sie setzen auff festgestampffter ebener Erden / etliche grosse Steine / und richten hernach das gantze Gebäude auf solchen auff / oder so sie ja graben / geschicht es nicht ein oder zwey Fuß tieff in der Erden / ob gleich grosse Schlösser und Thürme darauff stehen sollen. Und daher kömpt es / daß solche Gebäude gar nicht dauersam seyn / aber an Zierde übertreffen sie die Unsrigē weit / wie solches J. Neuhoff in seiner Chinesischen Reise bezeuget.

Nachdem wir / spricht er / gebührender massen von unterschiedlichen Tartarischen Frauen Abschied genommen hatten / stieß bald darauff der andere Gesandte Herr Goyer zu uns / und verfügten wir uns insgesampt zur Stadt hinauß /

auß / nach einer zweitberühmten Pagode, von denen Sinesern Poalinki genandt. Es wird aber hier mit den Nahmen Poalinki nicht nur eine blosse Pagode gemeinet / sonder ein gantzer Ort welcher ausser dem Stadt Thor zu Nanking an der Seiten des Gebirgs lieget / und mancherley Gebäude / Pagoden, einen Porcellainen Thurm / und dergleichen so allesampt mit unterschiedlichen Mauren umbringet / in seinen Umbkreiß begreifft. Zu diesen Platz steiget man / vermittelst einer breiten steinernen Treppen / von zwölf Tritt hinauff; und sind alle Gebäude / so man daselbst siehet / dermassen wunder-schön / künstlich nach alter Sinesischer Manier gebauet / daß keine andere meines erachtens in Sina damit können verglichen werden. Die heidnischen Priester empfiengen die Gesandten mit grosser Ehrerbietigkeit und Discretion, also / daß sie uns alle ihre Götzen-Tempel eröffneten. In dem allergrösten und fürtrefflichsten stunden tausend Bilder von Gyps gemacht / und mit unterschiedenen Farben vermahlet / etliche auch vergüldet / die höchsten waren so lang wie ein Mann / und die kleinsten wie eine Hand / sie stunden in etlichen Gallereyen / oder Spatzier-Gängen rings herümb an der Mauren / in vier oder fünff Reihen über einander / nehmlich die kleinsten unten die grösten oben. Mitten auff diesen Platz sahe man einen hohen Porcellainen Thurn / ein Kunst-Stück woran die Sineser gnugsam erwiesen / die sonderbahre Scharffsinnigkeit und Kunst

der

der jenigen / so in ihren Lande gebohren werden. Er ist neun gewölbeter Uberſätze hoch / dazu man nicht auß- sondern inwendig durch eine Treppe von 184. Stuffen hinauff steigt / jeder Umbsatz ist von aussen rings umbher mit einer Gallerey / oder Umbgang gezieret / und dermassen ausgearbeitet / und prächtig zugerichtet / daß jedermann der ihn siehet / nicht nur sich verwundern / sondern gar erstarren muß / zur Seiten der Fenster / befinden sich viereckte kleine Lufft-Löcher / mit weissen eisernen Gittern allenthalben versetzet. Außwendig ist dieses Werck von oben bis unten glasuret und glatt gemachet / und mit mancherley Farben / als Grün-Roth und Gelb bund vermahlet: Es bestehet das gantze Werck aus vielen Stücken / welche aber so dicht aneinander gefügt / daß es scheinet / als sey der gantze Thurm nur aus einen eintzigen Stück gemachet / über jede Gallerey oder Umbgang ist ein gantzes Dach / mit vielen spitzigen Ecken ümb und ümb / woran kleine Schellen oder kupfferne Glöcklein hangen / welche / so offt der Wind sich beweget / ein liebliches Gethön / und Harmonie machen / die oberste Spitze des Thurms / wozu man nicht anders denn von aussen kommen kan / ist gekrönet mit einen grossen Fichten Apffel / welcher der Sineser Bericht nach / von klaren Golde / und zwar den allerfeinesten / gegossen. Wenn man auff den höchsten Umbgang dieses Thurms stehet / kan man nicht allein die gantze Stadt / sondern

auch

auch die umbliegende Länder bis an der Seite des Flusses Kiang übersehen/ welches denn einen sonderbahren lustigen Prospect gibt ; bevorab wenn man den grossen Umbkreiß der Stadt/und wie sie einen Arm ausser der Mauer bis an gemeldten Fluß außstrecket / wil beobachten.

LIII.

Das kostbahre Wurtzel-Brodt.

IN gantz America ist kein berühmter Gewächs oder Gestäude / als die so genandte Mandihoca , welche auch Jucca, oder Hyucca genennet wird. Es sind aber gar vielerley Sorten von der Mandihoca nach Unterschied des Landes / doch werden sie meistentheils gepflantzet und im Garten gebauet / ohne die jenige wilde Mandihoca deren sich die Tapuyer welches die weit in Brasilien hinein wohnende Wilden sind / an statt des Brodts bedienen ; denn gleich wie diese Leute von keinen pflantzen wissen/ also nehmen sie diese wilde Wurtzel und allerhand andere wilde Kräuter / als von welchen und von den wilden Honig / sie ihren Unterhalt suchen.

Im übrigen ist die Wilde von der gepflantzten Jucca, gar nicht unterschieden / was die Blätter und den Stamm anbelangt / aber diese ist viel kräffeiger als jene : das Brodt so von diesen herzlichen Wurtzeln gebacken wird / bedienen sich nicht allein die Brasilianer, sondern auch alle Europæer, so in America leben / als ihres besten Unterhalts/ja man ziehet sie allda den

weissen

weissen Brodte vor / und hält es Martyr auch gesunder und verdäulicher als das Weitzenbrodt / insonderheit ist es gar gut und bequem zu den langen Schiffahrten / da man es den Zwibock billig vorziehen muß. Doch ist es nicht so kräfftig an Nahrung als das Weitzen-Brodt. Piso Hist. Nat. & M. Ind. Occid. lib. 4. c. 3. p. 117. Petr. Martyr. Decad. Ocean. 3. libr. 9. pagina 62.

Pater Athanasius Kircherus, rühmet sich / er habe ein Brodt von dieser Wurtzel in seiner Raritäten-Kammer / welches bereits etliche Jahr alt / und doch seinen guten Geschmack annoch behalte ; Aber ich kenne einen guten Freund (schreibt Happel in seiner Rel. Curios. part. 1. p. 75) in Harburg, der unter seinem vielfältigen sehens würdigen / und aus der gantzen Welt gesammleten Curiositäten / mir neulich selber ein grosses Stück von diesem Mandioca-Brodt gezeigt / von welchen ich etwas kostete / dasselbe Brodt ist über 20. Jahr alt / und behält noch bis auff diese Stunde seinen vorigen Geschmack. Wenn vorgedachte Wurtzeln nicht zureichen wollen / so bedienet man sich an etlichen Orten des Brodts / welches aus der Wurtzel Hajus gebacken wird / diese Wurtzel ist einer gelben Rüben gleich / ohne daß sie durchaus dick ist. Es sol dieses Brodt einen anmuthigen Geschmack haben wie gezuckertes Brodt oder Marcipan, Benzo. lib. 1. c. 20.

Die Wurtzel / welche von den Brasilianern

Cara,

Cara, von den Portugisen aber Jehame de St. Thome genennet wird / ist viel grösser als die Hajas-Wurtzel / doch ist sie weit geringer an ihrer Würde / und wird von den gemeinen Mann ihres grossen Uberflusses wegen genutzet / sie ist eines Fusses lang mit einer Asch- und Blaufarbigen Haut bezogen / inwendig gelb und mit einen safftigen Milch-ähnlichen Fleisch gefüllet: Sie schmecket wohl / so man sie in Oel und Pfeffer einsetzet. Weil sie aber sehr trucken / so wird sie von den Brasilianern und sonderlich von denen Nigriten in Guinea. an statt des Brodtes gebrauchet. Piso. II. Nat. & M. lib. 4. cap. 64. p. 255.

LIV.

Die immer grünende Bäume.

IN der Insul Loanda, welche in dem Königreich Congo lieget / ist ein Baum / der sein grünes Laub nimmermehr verliehret / dieser Baum wird von den Einwohnern deswegen Enzanda genandt. Edvv. Lopez. lib. 1. cap. 4. So grünen ebenfals die Bäume in der Sinesischen Provintz Qvantung, Winter und Sommer. Neuhoffs China. p. 47.

LV.

Die hohen Ackers-Leute.

DIe Sineser schreiben die Erfindung des Pfluges und der andern Instrumenten sampt den Acker-Bau selbsten dem Käyser Xinungo

nungo zu / denn weil die Menschen zur Zeit dieses Käysers sich sehr in China vermehreten / sogar / daß alles Wild und Kräuter / wo von sie fürnehmlich leben musten / nicht mehr zureichen wolte / ist er der Natur mit Kunst zuhülffe gekommen / indem er die Instrumenta erfunden / den Acker zu bauen / daher er auch Xinungi / das ist der geistliche Ackers-Mann genandt wird. Heuhoffs Beschr. Sina, c. 18. p. 386.

Dieser hohen Erfindung wegen / geschiehet es noch heutiges Tages / daß die Könige des angrentzenden Reichs Sina, die Gewonheit der alten Sinesischen Könige / (denen auch Tunchin unterworffen gewesen) behalten / welche Gewohnheit diese ist: Daß der König den Acker-Bau an einem gewissen Tage des Jahrs / mit eigener Handanlegung / ehren und recommendiren / denn gleich nach den ersten Monden / so dem fünfften Februarii nahe ist / und an welchen sie Sommer und Winter scheiden / kompt der König an seiner Burg herauß / mit einem großmächtigen und prächtigen Gefolge / im Königlichen Schmuck / vor ihm her gehet die gantze Soldatesca, sampt den Adel den gelehrten Magistrat, und allem Volck das fein ordentlich in einer Reihe daher tritt. Ihn selbst trägt man in der Höhe auff einen Trohn wie ein Götzen-Bild: Also ziehen sie hinauß auff das Feld / welcher bevor stehender feyerlicher Ceremonie gewiedmet ist / daselbst thut der König dem Himmel und der Erden ein Opffer /

legt

legt hierauff die Hand an den zierlich geschmückten Pflug / treibet die fürgespannte Ochsen mit einem Stachel fort / und nachdem er auff etliche Schritt weit geackert / trägt man ihm wieder zurück in seinen Pallast.

Hiedurch wird allen Land- und Ackers-Leuten stillschweigende / eine Ermahnung gegeben / ihre Feld-Arbeit wieder anzufangen.

Die Sinesische Käyser nehmen diese Ceremonie nun nicht mehr wie vormahls in acht / sondern vergraben sich gleichsam in ihren Pallästen / und kommen keinen Unterthan ins Gesicht.

Doch gebrauchen sie noch dieselbe am Tage ihrer Krönung / da sie gleichfals den Acker-Bau Authorisiren / und zwar mit weit grösserm Gepränge / weder die Könige in Tunchin.

Denn der Käyser pflüget an denselben ein gantzes Stücklein Landes / und die fürnehmsten Mandorinnen gehen ihm dazu dienstfertig an die Hand / helffen in die Wette alle darzu gehörige Ackers-Arbeit verrichten / etliche brechen die Erd-Klösse / etliche machen die Furchen gerad / andere Egen und streuen den Saamen auß. Wenn hernach die Zeit der Erndte gekommen / daß das Korn geschnitten und gedroschen / werden dem Käyser etliche gesäuberte Körner præsentiret / als gleichsam die Frucht und Belohnung seiner Arbeit. Barthol. Hist. Asiat. part. 3. lib. 4. pag. 512.

LVI.

Die wunder-grossen Krebse.

ALs im verwichenen Seculo einsten in Ost-Indien / ein Portugisisch Schiff von Cochin ab / nach dem Vater-Lande seegeln wolte / ward es durch widrigen Wind bis auff 6. Grad von Goa, Süd Süd-West / auff einen Sand-Platten verschlagen und zerscheitert / das Volck aber hat sich annoch salviret. Als diese nun beschäfftiget waren / aus den Trümmern des Schiffs / eine Caravell, (ist eine Art kleiner Renn-Schiffe zu zimmern / mit welcher sie auch in Ost-Indien hinwiederum sind angelangt / kamen auff diese Truckne / eine Menge solcher abscheulicher grosse Krebse / daß die Schiffbrüchigen gezwungen worden / eine Schantz auffzuwerffen / und mittelst sehr scharffer Wacht / vor ihnen sich zu befreyen / denn / welchen sie zwischen ihren Scheeren / bekamen / der war umb den Halß / und folgends verschlungen. Lindschotten Ost-Ind. Reise.

LVII.

Die überauß grossen Wallfische.

IN China gibt es dermassen ungeheure grosse Wallfische / daß etliche gefangen worden / deren Länge 960. Schuh gewesen / da doch die in Europa selten über 200. und höchstens 300. Schuhe erreichen. Insgemein findet man nach dero Eröffnung in ihrer Magen nichts als ein wenig Wasser / neben zehen oder zwölff Hände voll kleiner Spinneweb / und zuweilen etwas grünes Kraut / die Zunge eines solchen Fisches / gibt bey 60. Tonnen Thran. Neuhoffs China.

LVIII.

LVIII.

Die Weiber-Militz.

Unterschiedliche Autores bezeugen / daß den König in Bantam seine Nacht-Wache durchs Frauen-Zimmer versehen lasse / welche ihm auch täglich an statt der Diener bedienen und auffpassen müssen. Diese nun deren 600 / oder wie andere wollen 1200 seyn / müssen Abwechslungs Weise mit ihren Gewehr erscheinen Mandelslo Ost-Ind. Reise lib. 3. p. 213. Parthey 9jährige Ost-Ind. Reis. p. 144.

LVIX.

Die Gestalt / Sitten / Kleidung und Religion der wilden Africanen oder Hottentotten.

Dieses Volck hat eine Coleur wie die Zigeuner / auff ihre Köpffe haben sie Filtzweise und ineinander zusammen gewachsene Haare / oder vielmehr Wolle / wie die jungen Lämmer / darauff allerhand schöne Meer-Schnecken hangen; Sie seynd mittelmäßiger wohlgeformter Statur, ausser daß sie stumpffe und breitlichte Nasen haben / gebrauchen keine Kleidung / ohne daß sie ein ungegerbt / doch mit Fett oder Thran lind gemachte Schaaf- oder Kalber-Haut auff der Achsel mit sich tragen / womit sie sich / wenn es ein wenig kalt ist / oder regnet bedecken / von ihrer Schaam haben sie fast alle einen haarigten Schaaf- Fuchs- oder Hunde-Schwantz hangen. Die Weibes-Bilder haben einen be-

sondern Zierath / welchen ihnen die Männer nicht nachmachen / mit den Därmen von dem geschlachten Vieh / welche sie umb die Beine wickeln / und also daran dürre werden lassen / daß sie davor fast nicht gehen können / die kleinen säugenden Kinder / tragen die Weiber oder Mütter auff den Rücken / und werffen denselben / wenn sie es verlangen / ihre lange fast auf den Nabel hangende Brüste über die Schultern zu / und speisen sie also. So wohl Manns- als Frauens-Personen stincken so abscheulich / daß man sie zu etlichen Zeiten / sonderlich wenn einen der Wind mit ihnen entgegen kompt / eher riechen als sehen kann / und solches kompt daher / weil sie sich über den gantzen Leib vom Kopff biß auff die Füsse mit garstigen stinckenden Fett beschmieren : Ihre Sprache ist wunderlich / sie bellen offt mit dem Munde / welches andere Nationen nicht lernen können / viel aber unter ihnen / die an der *Cap de bon' Esperance* wohnen / können etwas Holländisch reden / sie pflantzen oder bauen nichts / haben auch keinen gewissen Wohn-Platz / sondern ziehen mit Weib und Kindern von einem Ort zum andern / da sie die erste Weide vor ihrem Viehe antreffen. Sie essen allerhand Früchte und Wurtzeln / die im Felde wachsen / und gilt es ihnen gleich / ob sie von einem geschlachteten oder gestorbenen Vieh / oder gar Menschenfleisch fressen / welches sie nur auff Kohlen werffen und ein wenig braten lassen. Sie schlaffen in kleinen Hüttlein ein je-

der bey seiner Frau / welche Frau zwey Kinder auff einmahl gebiehret / bringet das schwächste umbs Leben / damit das ander desto stärcker werden möge / den Kindern wird / so bald sie das zwölffte Jahr erreichet / der rechte Testiculus ausgeschnitten / damit sie desto schneller laufen können. Sie haben etliche Könige und viel Capitainen unter sich / führen Krieg wiedereinander / schiessen und werffen sehr gewiß mit Pfeilen und Steinen / die Weiber lassen sich auch gebrauchen mit Zutragung der Waffen / die Gefangene werden geschlachtet / und mit Freuden gegessen wie sie denn auch / wenn sie einige mit ihnen handelnde Europæer (welche vor wenig Toback und Ringe / viele Kühe und Schaafe eintauschen) in ihren Speluncen übermeistern können / dieselbe todt schlagen und auffressen. Von GOTT und seinem Erkäntniß wissen sie wenig oder nichts / doch spühret man / daß sie einige Veneration gegen den Mond haben / denn wenn derselbe neu ist / kommen sie zusammen / schreyen und rasen die gantze Nacht / tantzen in einem Kreyse und klatschen unter solchen Tantzen mit den Händen / zuweilen hat man sie auch in Hölen angetroffen / woselbst sie unter den Klatschen der Hände etwas hergemurmelt / so aber niemand von den Europæern verstanden / oder gewust was es sey / daneben haben sie sich wunderlich gebehrdet / die Augen gen Himmel gerichtet / und einer den andern ein Creutz vor der Stirn mit einem rothen Stein

gemachet/ welches vielleicht eine Art ihres GOttes-Dienstes ist. Sonsten sind sie nicht unbarmhertzig / oder geitzig / sondern helffen einer den andern gerne / dabey findet man sie auch freygebig / indem sie miteinander theilen / wenn sie etwas haben. Das schändlichste aber unter ihnen ist / daß die Polygamie statt bey ihnen hat / und darff ein Mann sein Weib / wenn sie ihm nicht länger anstehet / verstossen wenn er wil. Schweitzers / Schultzens / Vogels / Straussens und Partheys Ost-Ind. Reisen.

LX.

Die Japanische Buß-Waage.

IN der Japanischen Landschafft Osaca, hat es etliche sehr hohe Felsen / deren Gipffel über 200. Klaffter / schnur gerade über sich steigen / auff den höchsten unter diesen / welcher oben etwas überhängt / und ohne Erstaunen nicht wohl anzusehen / siehet man daselbst ein durch seltzame Kunst auffgerichtetes und wohlbefestigtes eisernes Schaft / oder besser zu vergleichen einen Krahn mit einem eisernen Balcken / drey bis vier Klaffter lang / an dessen äussersten Enden / so über den Felsen hinauß reichet / zwey ziemliche rauhe Wag-Schalen in der freyen Lufft.

Auff diesen Felsen wohnen eine besondere Art Leute / andere sagen / daß es Geister oder Teuffel sind / zu diesen ist das Jahr durch und durch auch aus den entlegensten Oertern eine grosse Wallfahrt / weil diese Völcker des gewis-

sen

sen Glaubens / daß nach abgelegter Beicht und völliger Bekäntniß ihrer Sünden / sie auch so gleich deren Erlaß- und Verzeihung zu hoffen / wenn nun ein Pilger dieses Orts angelanget / und bey denen Goqvis sich angegeben / wird er von ihnen in eine der beyden Schaalen gesetzet / und der Schaft mittelst eines Rades / wie an den grossen Schnell-Wagen oder Krahnen zusehen / hinaußwerts geschraubet / also daß er in der freyen Lufft hencket.

Alsdenn ruffen die Goqvis ihnen zu / er soll alle seine Sünden / die er jemahls mit Gedancken / Worten und Wercken begangen öffentlich vor jedermann beichten und bekennen. So offt er nun eine Sünde bekennet / so offt steiget die leere Schaale der Wage umb etwas hernieder / diejenige aber darin er sitzet / hebet sich hingegen empor / diß währet so lange bis beyde Schaalen gleich zu stehen komen / so dann wird der Schaft mit der Wage zurück geschraubet / und der Pilger frey heraus gelassen.

Diejenige aber / welche ein Theil ihrer Sünde verschweigen / und auff Ermahnen der Goquis nicht bekennen wollen / die werden aus der Wag-Schaale hinab in die abscheuliche Tieffe gestürtzet / allwo sie sich zermalmen / dieser Ort wird von den Japanern Sangenotocora genandt / das ist ein Beicht-Platz. Histor. Wunderb. Hist. 96. p. 288. Happel. Rel. Curios. part. 2. pag. 206. Gottfrieds Histor. Antipod. fol. 41.

Montanus nennet diesen Ort Osacka/ und berichtet darneben/ daß die Jamabusken, jährlich einmahl diesen Berg zu besteigen pflegen ümb den Teuffel Gokis / welcher allda in Menschlicher Gestalt erscheinet zu beichten. Einer nach den andern gehet nach diesen höllischen Beicht-Vater zu; und beichtet ihm seine Sünde mit so heller Stimme/ daß es die gantze umbstehende Gemeine höret. Er berichtet auch aus Peter Davids Asiatische Welt-Beschreibung / daß unter währenden Beichten ein Säbel in der Lufft/ zwischen Himmel und Erde hange / und pflegen hierüber etliche zu lachen/ andere zu weinen / so unterschiedliche Gemüths-Bewegungen würcke diese Erscheinung / wer rechtmässig gebeichtet hat / kehret wieder zurück unter den Hauffen / der aber seine Mißhandlungen verschweiget / wird durch den Teuffel Gokis vom Berge hinunter gestossen Montani Gesandsch. nach Japan, p. 265.

Montanus gedencket zwar nicht des Wagens / doch ist es gewiß / daß die Heiden sich auf vor erzehlte Art wägen lassen / und hat ein Japaner erzehlet / der ein Christ geworden / daß er diese Wallfahrt sieben mahl verrichtet habe. Zeigte auch daneben an / wenn er seine Sünde verschwiegen / habe die ledige Wag-Schaale nicht hinunter gehen wollen / und da einer auff Ermahnung die Sünde nicht bekant habe/ hat ihn der Goquis aus der Waag-Schüssel hinunter gestossen / daß er in einem Augenblick auff Stücken zerschmettert worden.

Dieser

Dieser Christ so Johannes hiesse / hat gesagt / daß der Ort so erschröcklich sey / daß die / welche dahin kommen / wegen der Beysorge / sie möchten aus der Waage geworffen werden / alle ihre Sünde bekenneten / daß bey nahe nimmer keiner wieder herauß fiele. Aus der Beschr. Wilhelm Saris, Erasm. Franciſci in seinen Sitten-Spiegel / p. 966.

LXI.

Wunderliche Ceremonien bey eines Mohren Hochzeit anff Batavia.

Solche beschreibet Walther Schultz in seiner Ost-Indischen Reise lib. 2. p. 203. mit folgenden Worten: Die Mohren halten ihre Hochzeiten in der Nacht. Nun verfügte ich mich einsmahls auch dahin / wo solcher reicher Mohr / in der damahligen instehenden Nacht / Hochtzeit machen wolte. Kaum aber war ich auf die Gasse gekommen / da sahe ich von ferne Leuchten / Fackeln / und Lichter in grosser Menge daher tragen / und allgemählich mir entgegen kommen; Es waren bey diesen Auffzug verschiedene Täntzer / Spieler / Trommelschläger / und kurtzweilige Gauckler / welche sich auff ihren Instrumenten / Pfeiffen / Trommeln / Schallmeyen / und kupfferne Becken / lustig hören liessen. Diesen lustigen Gesellen folgten zwey Mohrenpriester in weissen Kleidern / hernach die Bluts-Verwandten des Bräutigambs und der Braut / welchen endlich der Bräutigam selbsten (doch ohne

Braut) auf einen schönen Persianischen Pferde reitend folgte. Er saß gantz Ehrbar / und schlug immer die Augen vor sich nieder. Uber sein Haupt wurde ein köstlicher Soñen-Schirm getragen / und stets ümbgedrehet / welches sehr seltzam bey so vielen Fackeln und Lichtern anzusehen war / das Pferd ward von zween Mohren beym Zügel geführet; Zween andere aber / besprengt unterdessen den Bräutigam mit Rosen-Wasser; ja / räucherten vor ihm her / so / daß es überall einen köstlichen Geruch gab / dem Bräutigam folgten zween Mohren / welche auch zu Pferde ritten und diesen Auffzug beschlossen. Hinten nach lieff voll Volcks aus allerley Nationen / welches diese ansehnliche Gesellschafft / als Zuseher begleiteten.

Sie giengen in solcher Procession nach der Braut Hause / und von dannen durch die fürnehmsten Strassen und Oerter in der Stadt Batavia / bis sie wieder bey der Braut Hauß ankamen / welche Ceremonien sie bereits vierzehen Tage / nacheinander alle Abend wiederholet hatten.

Der Bräutigam stieg endlich vor der Braut Hause vom Pferde ab / und gieng in ein Zelt welches daselbst auffgerichtet / und sehr prächtig ausgeputzet war. Hierauff wurden unterschiedliche Persianische Tapeten / auff die Erde nieder geleget / wie auch Küssen für den Bräutigam und seine Spiel-Gesellen / welche sich nebenst den übrigen Freunden / in gehöri-

ger

ger Ordnung mit den Beinen unter den Leib nieder setzten/ hierauff nahm das Freuden- und Freß-Fest seinen Anfang. Zwo schöne schwartzbraune Morianen in Weiß gekleidet / brachten unterschiedliche Speisen / und höltzern Schüsseln / zum Vorschein/ welche sie den sämptlichen Gästen fürsetzten. Das erste Gericht war Pinang und Betele, nachdem der Bräutigam davon gegessen / griffen die Gäste auch zu. Hierauff wurden andere Speisen auffgetischt / welche mehrentheils in gebratenen Hünern bestunden. Es ließ sich niemand viel nöthigen / sondern sie griffen sämptlich so begierig zu/ daß man die Schüsseln gar bald ledig sahe. Die Mohren-Weiber und Jungfrauen / sassen mit der Braut in einem besondern Zelte auff der Erden/ und stopfften so das Maul mit Speisen/ daß man kaum ein Wort reden hörte. Die Pfeiffer und Spiel-Leute liessen sich unterdessen auff ihren Instrumenten lustig hören. Als die Malzeit geendiget / soffen sie tapffer herumb / doch nur mit Wasser/ ausgenommen einige/ welche zuweilen einen Trunck Araks (oder Brandtewein) thäten. Es endigte sich also dis Mohren-Feste/ mit Betele uñ Areeck womit es angefangen war.

Nachdem nun Schüssel und Becher auffgehoben und weggetragen waren / machte man einen fernern Anstalt zu gehöriger Copulation. Es ward ein Stuhl sechs Fuß lang und einen Fuß hoch/ mitten in den aufgeschlagenē Gezelt gesetzet/ auf welchen der Bräutigam mit seinen beyden Spiel-Gesellen / er aber in der mitten sitzen gieng/

gieng/ in Erwartung der übrigen Ceremonien.

Der Bräutigam hatte ein Ober- und Unterkleid an/ nach der Mohren Weise / welches aus feiner Baumwollenen Leinwand gemachet war. Auff seinen kahlen und schwartzen Kopff trug er einen Türckischen Bund / von Seiden / welcher bedecket war mit feinem Golde / und geziert auf den Rande mit Blumen und Rosen / woran zween lange Schleyer fest gemachet / und an beyden Seiten über die Augen nieder hiengen / bis auff den Bauch / er hatte eine Maßive guldene Kette umb den Halß / und an den Händen / und in den Ohrläpplein güldene Ringe.

Die Spiel-Gesellen waren wie der Bräutigam gekleidet / aber jünger von Jahren. Hernach ward eine Decke von zween Personen in die Höhe gehalten / hinter welchen der Bräutigam mit seinen zweyen Spiel-Gesellen sich verbarg. Darauff wurd die Braut von ihrem Vater auf den Armen herbey getragen / der sich an der andern Seite des Vorhangs stellte ; Doch hielt er seine Tochter stets auff den Armen / welche in Seidenen Schleyern so dichte eingewickelt war / daß man ihr Angesicht nicht sehen kunte ; doch merckte man an der Bewegung des Schleyers / daß sie bitterlich weinete. Inzwischen fiengen die Mohren-Priester an zu murmeln / und thaten mit bedeckten Haupte (nach der Mohren Weise) ein kurtzes Gebet für die jungen Hochzeitmachende. Als dieses geschehen

hen / ward der Bräutigam gefraget: Ob er seine nebenstehende Braut vor seine ehliche Hauß-Frau auf- und anzunehmen begehrete? welches der Bräutigam mit Ja beantwortete / desgleichen denn auch die weinende Braut thät.

Weil aber diese Mohrin allzu hart in den Schleyer eingespannet war / stieß ihr eine Ohnmacht zu / weswegen man ein wenig Wasser herzu brachte / zur Stärckung des Hertzens: Auff diese Weise ward die wunderliche Schönheit dieser Braut entdecket. Sie hatte güldene Ringe in der Nase / und Ohren / auch an den Fingern / einen gläntzenden Zierath von Flitter-Gold / am Vorhaupt war sie mit Blumen gezieret wie der Bräutigam / im übrigen war sie so weiß wie ein Rabe und etwan 15. Jahr alt.

Als diese ohnmächtige Braut ein wenig Wasser getruncken hatte / erhohlte sie sich wieder. Die Mohren-Priester fragten sie noch einmahl / ob sie diesen ihren gegenwärtigen Bräutigam / für ihren ehelichen Mann anzunehmen gesinnet wäre? worauff sie Ja antwortete: Dieses verursachte wie es schien / bey der gantzen Gesellschafft eine grosse Freude. Die Bluts-Verwandten / und nechsten Freunde fiengen an aus vollem Halse zu singen / worauß man gnugsam spühren konte / daß ihnen allerseits dis Hochzeit-Fest sehr wohl gefiele. Sie wündschten in diesen Gesang den jungen Ehe-Leuten alle glückliche und gesegnete Wolfahrt / und eine beständige eheliche Liebe. Als der Gesang geendiget / ließ

man

man bemeldten Vorhang ein wenig nieder / und warff der Bräutigam höflicher Weise eine schöne Blume nach seiner Braut. Hierauf fieng man wieder an zusingen; Auch liessen sie den Vorhang wieder nieder / und warff der Bräutigam abermahl mit einer weissen Blume / nach seiner Hertzliebsten / welches er zum dritten- und vierten mahl wiederhohlte/bis endlich die Braut nach Niederlassung des Vorhangs/auch anfieng/ den Bräutigam mit einer weissen Blume zuwerffen / worauf ein grosses Jauchtzen und Frolocken erfolgte. Die hin- und herwerffung der weissen Blumen/ war eine Versicherung der beyderseitigen hertzlichen Liebe / wie man mir sagte. Als dieses geschehen/ ließ man den Vorhang abermahl nieder / und steckte hierauf der Bräutigam seiner Braut / einen köstlichen Ring an den Finger / welches denn die Braut unter den Gesang der Spiel-Gesellen / mit dergleichen Geschenck verschuldete. Endlich wird noch einmahl der Vorhang niedergelassen / worauff der Bräutigam einen Blumen-Crantz von seinen Halse nahm / und seine Braut umbhieng / desgleichen auch die Braut thät. Hierauf fieng man abermahl an zusingen.

Alsbald ward der Vorhang gäntzlich weggenommen / und setzte sich der Bräutigam hernieder / welchem der Braut Vater seine Tochter überlieferte /und auf dessen Schooß setzte. Man gab den Bräutigam ein Gefäß mit Milch in die Hand / woraus er mit seiner Braut zuwei-

len/

len / doch nur viermahl trunck / jedes mahl aber / spühlten sie den Mund mit Wasser.

Als dieses geschehen / gieng der Bräutigam alsobald aus dem Hochzeit-Gezelt / und stieg neben seiner Braut aufs Pferd / und ritt davon / welches denn auch seine Spiel-Gesellen thäten / die den Bräutigam auff vorige Weise nacher Hauß begleiteten. Als sie aber daselbst ankommen waren / sahe man wenig Complimenten mehr / massen der Bräutigam nebenst seiner Braut / nur allein ins Hauß gieng ; die übrigen aber / blieben draussen stehen und lief ein jedweder seines Weges ohne Abschied.

Diese Hochzeit fieng an und änderte sich in verwunderlicher Stille / so / daß ich die gantze Zeit über / weder Braut noch Bräutigam lachen sehen / vielweniger die Spiel-Gesellen. Man konte nicht die geringste Unordnung mercken / wie sonsten auf den Hochzeiten zu geschehen pflegt. Bachus und Venus hatten allhier wenig zu schaffen / man hörte kein Wüten noch Tobē / sondern es gieng in solcher Stille / Sittsamkeit / und einmüthiger Höflichkeit ab / daß diese Moren-Hochzeit der Christen Gasterey zu schanden machet.

Ich ward mit einigen Niederländischen Weibern von der Braut Mutter ins Hauß genöthiget / woselbst ich diese junge Ehe-Leute / bey einander / auf einen Persianischen Tapet sitzen sahe ; Inzwischen bereitete die Mutter die Kräuter Pinang und Betele / wovon sie ihren Sohn gab / der

denn

denn diese Kräuter solcher Gestalt im Munde zerkäuete/ daß ihm der rothe Saft/ bey dem Munde nieder lief. Hernach nahm die Mutter diese zerkäuete Kräuter/ aus des Sohns Munde/ und steckte sie der Braut in den Mund/ welche sie denn so lang mit den Zähnen zermalmete/ bis die Betele und der Pinang verzehret waren: Worauf sie den Mund wie zuvor spühleten.

Als dieses geschehen/ nahm die alte Mutter die brennende Lampe/ und hielt dieselbe dem Bräutigam und die Braut jeder viermahl unter das Angesicht/ und sprach mit einer undeutlichen Stimme/ über die beyden junge Ehe-Leute den Segen: knüpffte hierauf des Bräutigambs Oberkleid an der Braut Brust-Kleid fest. Hernach stund der Bräutigam auf mit seiner Braut/ ohn eintziges Wort zusprechen/ nahm die Braut mit einen freundlichen Gesicht auf die Arme/ trug sie in eine verschlossene Kammer/ und legte sie (als welche nunmehro aufgehöret hatte zu weinen) ohne Niedersetzen/ ins Bette. Und also hatte dieses Hochzeit-Fest ein Ende. bißh. Walth. Schulz.

LXII.

Das auff den Bäumen wachsende Brodt.

DJeses wachsende Brodt wie wir es nennen wollen/ weil es von den Einwohnern der Guamischen Insuln/ an statt des Brodts gebrauchet wird/ wächset auf Bäumen die so groß

und

und starck als unsere grösten Aepffel-Bäume sind/ dessen Gipffel sich sehr ausbreiten / mit vielen Aesten / und schwärtzlichen Blättern / die Frucht wächset an den Aesten wie Aepffel und ist so groß/ als ein Brodt vor einen Stüver oder Schilling/ wenn der Scheffel Rogken 5. Schilling (verstehe Englische Schilling / welches nach teutschen Gelde so viel als ein Reichsthaler/ und 6. Groschen machet) kostet / rund und mit einer dicken starcken Schale / wenn sie reif ist / ist sie gelbe/ glatt und von einen annehmlichen köstlichen Geschmak/ die Einwohner der Insul esse sie wie schon gedacht/ an statt des Brodtes / sie nehmen sie nicht eher ab / bis sie recht reif und hart ist / da man sie im Ofen alsdenn backet / bis die Schale gleichsam gebraten und schwartz worden / welche man alsdenn weg thut / da eine dünne und mürbe Rinde darunter gefunden wird / daß inwendige aber so gut weich und weiß wie die Brosamen sind / in einem Brode. Diese Frucht hat weder grosse noch kleine Kerne / sondern alle Art des Brodes an sich / man muß es aber frisch essen / denn wenn man es länger als 24. Stunden behält/ so wird es trocken / übel schmecken/ und scheuret einem im Halse/ da es doch vorhero sehr wohl schmecket/ diese Frucht ist 8. Monath im Jahr zu haben / und essen die Einwohner sonst kein Brodt als dieses / und sol dergleichen Brodt auch nirgends sonst zu finden seyn. Dampiers Reise umb die Welt / part. 1. cap, 1. pag. 546.

LXIII.

Seltzame Ceremonien der Boitiorum oder Artzte in Hiſpaniola, bey Curirung der Patienten.

DJe Boitii / ſo dieſer Völcker Wahrſager und zugleich Medici ſind/betriegen und äffen den unverſtändigen Pöbel auf tauſenderley Weiſe. Sie bilden den gemeinen Volck ein / als bey welchen ſie in groſſer Achtbarkeit ſtehen / daß die Zemes, (ſo nennen dieſe Jndianer ihre Götter) mit ihnen reden und ihnen künftige Dinge offenbahren / und ſo jemand von einer Kranckheit wieder aufgeſtanden / ſolches durch Verleihung der Zemes geſchehen ſey. Wenn ſie zu einen fürnehmen Patienten werden gefordert: Faſten und reinigen ſie ſich zuvor / nehmen ein pulviſirtes Kraut ein/ ſo den Kopf toll macht: werden davon gleichſam wütend / und brummeln hernach viel Dinges daher / was ſie von den Zemes gehört. Hierauf treten ſie zu den Krancken für das Siech-Bett / tragen im Maul ein Beinlein / oder kleinen Stein / oder auch ein bislein Fleiſches / und gehet jedermann hinaus bis auf einen oder zween/ die der Krancke ſelber wehlet. Hiemit gehet der fürnehmſte Boitius drey oder vier mahl ümb den Krancken herümb: Verſtellet ſein Angeſicht gar ſcheußlich / krümmet die Lefzen / rumpffet die Naſe / und gebehrdet ſich gantz abſcheulich: bläſet endlich den Krancken an die Stirn/ auf die Schläfe / auf den Halß / und zeucht hingegen

des

des Patienten Athem in sich; reibet ihn hernach die Schultern / Haupt und Beine. Hiernechst thut er seine Hände zu den Füssen / und gleich wieder weit von einander. Läuft solcher gestalt / zu der geöfneten Thür; schlägt die Hände von sich und spricht: Jetzo habe er die Kranckheit hinaus gejagt; der Krancke werde nun nechster Tagen genesen. Hernach kommt der zweyte Betrieger von Rücks zu / nimmt das stücklein Fleisch aus dem Munde / und schnarchet den Patienten also an: Schau / warumb hastu so über Noth und Maasse gefressen? Nunmehr wirstu wieder zurechte kommen; nach dem ich dir dieses wieder aus den Magen gezogen.

Wil er den Krancken noch besser betriegen und schnäutzen / so bildet er denselben ein / sein Zemes oder Gott zörne deswegen / daß er ihm keine Capell / kein Götzen-Hauß gebauet; dieses oder jenes Gut ihm nicht zugewiedmet; oder sonst ihn nicht mit gnugsamer Andacht verehret habe. Gehet denn der Krancke darauf / so fragen die Bluts-Verwandten den Teufel / durch Zauberey / oder / durch himmlische Schickung / oder durch Verwahrlosung des Artztes gestorben / weil vielleicht der Artzt nicht gnugsam gefastet / oder ihm die rechte Artzeneyen nicht beygebracht? wird die Schuld dem Artzte gegeben / so übet man an denselben Rache / nach den Steinlein oder Beinen / die ein solcher Boitius im Munde getragen / trachten die Weiber gar sehr / wickeln selbe fleissig ein / und heben sie auf als was heiligs und be-

sonders: weil ihnen eine Krafft beygemessen wird den Kreissenden in Kindes-Nöthen zu helffen. Manches mahl werden solche Steinlein/ an statt der Götzen-Bilder gebrauchet / und in grossen Ehren gehalten / Pet. Martyr. Ocean. Decad. 1. l. 9. fol. mihi 23.

LXIV.

Die Indianischen Baum-Schlösser.

PEtrus Martyr meldet / von solchen Baum-Schlössern umbständlich / und gebrauchet davon folgende Beschreibung. Etwan 70000. Schritt von der schwartzen Bach/ und der Röhr Caßien-Insul / da unterweges zur Rechten und zur Lincken / viel Wasser und Flüsse in den grossen Rieger-Strohm fallen / fiengen die Spanier durch Anführung eines Nackten / welcher über 200. auf selbigen Ströhmen schwimmende Nachen / Ober-Auffseher war / einen vornehmen Indianer an den Ufer gemeldten Flusses / nemlich bey den Munde desselben/ herrschte der König Abibeiba über die Einwohner selbiger Gegend. Man erfuhr daß die Oerter daselbst voller Sümpfe und Pfützen / weswegen des Printzen Abibeiba vornehmster Pallast auf einem der allerhöchsten Bäumen erbauet.

Es ist zwar eine seltzame Art und ungewöhnliche Manier zu wohnen/ dennoch wird sie in diesen Lande gebrauchet.

Es birngt aber selbiges Land so hohe und grosse Bäume herfür / daß die Einwohner unter

deren

deren Zweigen wohnen/ und Häuser bauen können: Zwischen den Aesten / heften und schlagen sie unterschiedliche Balcken zusammen / auf welchen sie hernach von Holtzwerck das Gebäu verfertigen / welches wieder allen Ungestüm der Winde bestehen muß.

Es sind dieselben Bäume so hoch/ daß keines Mannes Arm starck genug/ ein solches Baum-Gebäude durch den allerstrengsten Wurff zu erreichen / die meisten von solchen Bäumen/ sind dicker gewesen / als daß sie von sieben oder acht Männern hätten können umbgefanget werden. Diese Baumwohner haben gleichwol an der Erden ihre Keller / mit Wein von allerhand Palmen und andern Früchten angefüllet.

Denn ohnerachtet besagter massen ihnen kein stürmender Wind ihre Häuser auf den Bäumen ruiniren / noch die Aeste zerbrechen kan / so bieget / schwinget und lencket sich dennoch solches Gebäu / nach der Seiten / dahin es der Wind stost. Durch welche Bewegung der Wein alsdenn erschüttert / und gantz trübe werden würde. Den übrigen Proviant haben sie auf den Bäumen.

Solchen Wein tragen die Diener und Trabanten den König und den fürnehmsten Herren so mit ihnen speisen / von unten zu hinauff / und zwar / so hurtig und schnell/ als wie unsere zu Tisch dienende Knaben / auf gleicher Erden mit einen Trinck-Geschirr daher lauffen / denn an/ oder viel-

mehr in den Bäumen sind Staffeln und Fußtritte gemacht / darauff man hinauf steiget.

Es scheinet/daß die Natur den Einwohnern dieser Gegend / gelernet habe / solche Bäumen-Schlösser / oder vielmehr Häuser / zu machen / wegen vielfältiger Ergiessung der Ströhme / so daselbst geschehen. Pet. Martyr.

L X V.

Die abscheuliche Götzen-Bilder.

FErdinand Mendez Pint, hat in seiner Chinesischē Gefangenschaft viele abscheuliche Götzenbilder in den Städten und Orten wo er durch gebracht worden/wahr genommen/unter andern in der Stadt Pacassar diese vier folgende abscheuliche Colossen in der Ecken einer Gassen gesehen / welche wir aus seinen wunderlichen Reisen cap. 25. pag. 157. den geehrten Leser darstellen und besehen lassen wollen.

Es stunden diese vier Bilder/ so von Kupffer gegossen / und einer unglaublichen höhe waren / wie schon gedacht an den Ecken einer Gassen. Eines von diesen / so beym Eingang der Gasse zur rechten Hand zu sehen / und von den Chinesern die Freß-Schlange der Höllen / oder des tieffen Rauch-Hauses genennet / auch in ihren Historien von den Lucifer gehalten wird / stellete dar die Gestalt einer überaus hohen Schlangen / an welcher sich andere ungestalte Schlangen / mit grünen und schwartzen Schuppen befanden / die aus ihrem Bauche krochen. Eine jeglicher derselben

selben fassete mit ihren Rachen eine Frau/ die den Ansehen nach in grossen Schrecken war / also / daß ihre Haar wild und wüst durch einander flogen. Das grosse Schlangen-Bild hatte auch in seiner Kehlen einen Crocodil, / der über dreissig Schuh lang zum Halse heraus raagte/und fast eine Tonne dick war. Die Nasenlöchers dieser Crocodils waren voller Blut / so / daß es schien / als wenn der gantze Leib davon besprützet war. Diese schreckliche Schlange ümbwunde mit ihren überaus langen Schwantz/ ein anderes fast eben so ungeheures Bild / welches das andere von den vieren. Selbiges war ein Mann über hundert Schuh hoch / die Chineser nenneten ihn Turcamparo, und gaben für / er wäre gemeldter grosser Schlangen Sohn. Dieß greßliche Mannsbild hatte seine beyde Fäuste ins Maul gesteckt / welches der weite nach / einer grossen Thüre gleichte. Darinnen sahe man eine Reihe schrecklicher Zähne / und eine schwartze Zunge / welche ihm sehr weit zum Rachen heraus gienge. Das dritte Bild war einer Frauen ähnlich / siebenzehen Klaffter lang / und sechs dick. Die Chineser naudten es Naudelgau. An der mitten des Leibes saß ein Angesicht über zween Klaffter groß/ durch deren Nasen-Löcher einen schwartzen Rauch/wie auch durch die Kehle viele Feuer-Funcken herauß giengen / den man / nach Aussag der Chineser immer fort und fort in das Haupt-Feuer einlegte / welches folgends zu dem Mund dieses schrecklichen Angesichts wieder herauß lo-

derte. Es wollen die Abgöttischen Sineser hiemit andeuten / ste sey die Königinn des verzehrenden Feuers / welches am Ende der Welt die Erde verbrennen soll. Das vierdte Bild präsentirte einen pucklichten Mann / der mit seinen grossen Backen so grausam zu blasen schien / daß ste davon wie die außgespanneten und auffgeschwollenen Schiff-Seegel anzusehen.

Es war dieses Bild überdem so groß und ungestalt / daß es den Anschauenden ein Furcht und Zittern einjagte. Die Sineser nenneten es Uzanguenabo, und sagten: Es errege auf der See die Stürme / und werffe die Gebäude üm. Wegen dieser Ursache / gab ihm das Volck viele Allmosen / damit er ihnen nichts übels thäte; Ja viele begaben sich gar in seiner Brüderschafft / und beschenckten es jährlich mit einer gewissen Zahl Silber / in Hoffnung / es würde hernach ihre Junken, oder Schiffe / nicht stucken lassen / noch denen die auf der See fahren / Schaden zufügen. Zu geschweigen noch vieler anderer närrischen Meinungen / daran ste so festiglich gläuben / daß ste sich tausend mahl eher das Leben nehmen lassen / als von solcher Thorheit abstehen sollen.

LXVI.

Der ziemlich in einen Felsen gehaueue Tempel.

IN den Peruanischen ist ein viereckichter Tempel / welcher allenthalben mit einer Mauer 250. Schritt weit ümbgeben. An einer Ek-

ken

ken dieses Tempels war ein Eß-Saal 45. Schuh lang / und 22. breit / daß Obdach schien gleich als mit Stroh und Spreu gedecket / welchem die Kunst so wunderlich nachgeafft / daß mancher eine Wette darauff wagen solte / es wären natürliche Spreue. Dieser grosse Tempel und Speiß-Saal ist / welches verwunderns werth / aus einen einigen Felsen-Stein gehauen.

LXVII.

Die dem Vorgeben nach in Stein verwandelte Menschen.

NIcht weit davon stehet man viele steinerne Manns- und Weibs-Bilder / von unterschiedliche Gebehrden und Stellungen / etliche stehen / etliche sitzen / theils trincken / theils gehen gleichsam über einen Bach. Andere umbfangen ihre Kinder / und helffen ihnen / noch andere tragen dieselbe auf den Rücken / andere gebehrden sich noch anders / dieses soll aber nicht zu der Peruanischen Bau-Kunst mit gehören ; sondern die Peruaner halten dafür : Es wäre diese Menschen-Schaar ümb ihr abscheulichen Laster und Unthaten willen / darunter das letzte gewesen / daß sie einen frembden Ankömmling mit Steinen bewillkommet hätten / also in Stein verwandelt worden. Nieremberg. Hist. Nat.

LXVIII.

Das Molluccische Baum-Brodt.

IN der Molluccischen Insul Ternate wächset eine Art Bäume / deren Holtz gar weich

und zart seyn soll / daß es gar leichtlich kan zerrieben werden / solches pflegen die Inwohner in kleine Späne und Schiefer zu hacken / das Gehackte in einen Mörsel zu stossen / biß daraus ein subtil Mehl wird / von welchen die Einwohner kleine Brödte backen / einer Hand groß in viereckichter Form / womit der Orten die Einwohner ihren meisten Handel und Nahrung treiben sollen. Grundmanns Gesch. Schule. p. 33.

Happelius in seiner Relat. Curios. part. 2. p. 26. gedencket auch dieses Brodts / wiewol etwas anders / und schreibt / daß die daselbst angeländete Europæer, daselbst Stauden gesehen / deren Stamm so dicke / als etwan eines Mannes Hüfte / und zehen Schuh hoch / welche sich oben in den Gipffel gantz rund zusammen ziehet / und wie ein Kohlkopff ausschlägt / mitten in denselben zeuget die Natur ein weiß Mehl / davon sich die dürfftigen Leute / in solcher Insul erhalten. Diese sammlen das Mehl fleissig ein / sprengen ein wenig Wasser drauff / und lassen es säuren / hernach kneten sie es / thun es in gewisse steinerne Formen / und setzen es zum Feuer / umb welches sie einen grossen hauffen Kohlen schütten / und backen es also gahr.

Clusius hat etliche Stücke von solchen Brodt / welches man ihm aus fernen Oertern gebracht / gesehen / deren etliche einer flachen Hand groß waren / und eines Daumens dick / von den armen Tertanen soll dieses Brodt gantz heiß und frisch gegessen werden / wann es aber hart wor-

den /

den / wird es in warm Wasser geworffen / in welchen es erweichet / und hernach als ein Brey verzehret wird: Ermeldter Clusius, hat im Anfang keinen sonderlichen Geschmack darin finden können / aber hernach als er ein wenig Pfeffer / Caneel / und Zucker hinzu gethan / habe es ihm sehr wohl geschmecket / so / daß es mancher für eine Delicatesse halten möchte. Clus. lib. 1. Exotic. c. 3. p. 8. & 9. It. Hist. Ind. lib. 6. c. 11.

Olearius aber meldet / daß sie dieses Art Mehl mit ein wenig Reiß vermischen / und also Brodt davon in viereckichter Form backen. Adami Olearii Anh. und Beschr. etlicher Oriental. Insuln. p. 154.

Mercklein schreibet / daß nicht allein die Einwohner der Ternaten Insuln / sondern auch die Jambonesen sich des Brodts von der Wurtzel eines Baums (daraus man den Safft presset / und den man hernach trucknet) gemacht wird / bedienen. Vide dessen Ost-Indische Reisen. pag. 441.

Dieser Baum ist an den meisten Oertern in Indien unter den Nahmen Sagu bekandt / und berichtet Marcus Polus von Venedig / daß er dergleichen Art Bäume im Königreich Fansur, in der Insul Java Minor gelegen / gesehen / welche so groß / daß sie von zweyen Männern kaum mögen ausklafftert werden / denn wenn man denselben die Rinne nimmt / so sehr dünne ist / findet man alsdenn ein überaus schönes Mehl / davon man gut Brodt gebacken / und auch Speise gekocht /

die

die er öfters mit Lust gegessen Lib. 3. c. 29. von den Morgen-Ländern.

Pat. Martinus Martinius, da er handel von der Provintz Quensi, beschreibet einen Baum Quenglang genandt/der in itztbesagter Provintz häuffig wächset / dieser hat an statt des Korns ein weisses Marck / so den Mehl allerdings gleichet/ auch an statt des Mehls / zumahl da es nicht unannehmlich schmeckt / zu allerhand Speisen dienet. Atlant. Sinic. p. 145.

LXIX.

Der zum Fischfangen dienliche Fisch.

IN den Indianischen Meer / wird ein Fisch gefunden Reverso genandt / der einem Ahl von Gestalt nicht ungleich seyn sol / ohn allein / daß er einen grossen Kopff hat / und daran ein Häutlein gleich einem Beutel trägt / welcher 3. Spannen lang / und schwartz von Haut / darzu mit einen scharffgrätichen Schnabel / zweydrittel eines Schuhes lang gerüstet / mit welchen er die andern Fische anpacket. Dieses Fisch-Raubers bedienet man sich auf gedachten Meer zum Fischfang / und zwar auff folgende Weise: Die Einwohner des Landes / halten ihn am Schiff gefangen an einem Strick / also / daß er gleichwohl unter Wasser bedeckt schwimmet / weil er die Luft gar nicht ertragen kan. Wenn nun ein Fisch oder Schnecke (die dieses Orts so groß wie die Schilde) wird verspühret; Lässet man die Fisch loß / welcher alsdenn geschwinder als ein Pfeil

nach

nach dem andern Fisch oder Schnecken / hinab scheust; selbige in seine Taschen / davon anfangs gemeldet / verwickelt / und sie dermassen hart und fest hält / daß ihm dieselbe durch keine Kraft noch Gewalt zu entreissen; sondern man muß ihn samt der Beute nach gerade aus dem Wasser herfür ziehen / darauff er / als der wie gesagt / Lufft scheu ist / den Raub alsobald fahren läst. Pet. Martyr. lib. 3. Decad. Ocean. Erasm. Franciſci Lustige Schau-Bühne / part. 1. Colloq. 4. pag. 805.

LXX.

Das wunderswürdige Echo.

DJe Abyssinische Historii des Johan Paës und aus denselben Kircherus in Musurgia berichten: Daß in den Bergen Gojamæ ein Felß gefunden werde / der von Natur also ausgehölet / daß er einem / welcher ihn von ferne anschauet / wie ein Spiegel vorkommt: Gleich gegen diesen über / findet man einen andern Felsen / auf dessen Spitzen nichts so heimlichs kan geredet werden / daß man nicht hören solte: dafern aber ihrer etliche daselbst schreyen / wird der Schall so starck / gleich thäte ein grosser Kriegs-Heer ein Feld-Geschrey. Welche Gelegenheit dis Orts die heidnischen Götzen-Pfaffen zum Vortheil ihres Betrugs genommen: indem sie die Leute auff die Spitze des Berges gesetzet / und solcher Gestalt von zukünfftigen Dingen durch den Mund des Echo mit ihnen geredet.

LXXI.

Die zierliche / aber einen tödtlichen Gifft hegende Spinnen.

IN den Philippinischen Insuln sind kleine Spinnen / die im Glantz mit dem Golde eifern / und mit rothen Tipfflein zierlich bestreuet sind / unter solcher guldenen und vielen kleinen Rubinen besetzten Haut / wohnet gleichwohl ein tödtlicher Gifft / denn / wem sie ihres Stachels vergiffte Spitze zu prüfen geben / der wird rasend und unsinnig / auch erstarren denselben offtmahls alle Glieder wobey er zugleich grosse Angst und Schmertzen dulden muß.

Auff einer Virginischen Insul / welche man die Sommer-Insul nennet / findet man ebenfals wunder schöne Spinnen / die in einer so zierlichen Haut stecken / als ob sie in Gold und Perlen gekleidet wären / aber mit ihren Stachel verwunden sie die Menschen tödtlich. Diese spinnen / so grob Gewebe / daß sie Turtel-Tauben darin fangen können. Francisci Seel. Ruhest. part. 1. 343.

Die gröste Art Brasilianischer Spinnen / ist mit schwartzen Haaren bewachsen / die so schön und weich / daß es scheinet / sie tragen eine schwartze Sammiten Decke / aber bey dieser Schönheit hegen sie einen solchen tödtlichen Gifft / daß / wer sie nur ein wenig berühret / stracks mit ihren gifftigen Speichel besprützet wird / welcher die Haut hefftig brennet und erhitzet. Solte aber

dieser

dieser Gifft einen Menschen in die Augen komen/ wird er ohnfehlbahr blind davon. Id. Ibid.

LXXII.

Der weinende Fisch.

BEy Changte in der Provintz Honan, hat man ein Fisch Hajul, das ist das kleine Kind genandt / weil er / wenn er gefangen wird ein Gelaut von sich giebt / wie ein weinend es Kind. Neuhoff China. pag. 380.

LXXIII.

Der Americanische selten fliessende Brunne.

IN der Landschafft Chiapia, oder Tafica, hat es einen Quell-Brunnen / der gewöhnlich 3. Jahr stetig fliesset; es regne / oder regne nicht / und nochmahls auch eben so lange trocken oder verrüchet ist / dis thut er Wechselweise; ist übrigens ein gar gut und gesundes Wasser zu trincken. Dappers America.

So hat es auch in Peru auf dem Gebürge Pira einen berühmten Brunnen Pypuilo genandt; Dieser fliesset alle Nächte des gantzen Jahrs mit gnugsamen Wasser / des Tages aber ist er trucken. Happ. Rel. Curios.

LXXIV.

Die Grausamigkeit und Gestalt der Tieger-Thiere.

ES werden die grimmigen Tieger-Thiere zwar an vielen Orten in Africa, Asia, und Ameir-

America gefunden / doch nirgend gröſſer / wütriger und ſtärcker / als in Oſt-Indien / im Königreich Bengala, in der Provintz Junnam, und in China gefunden. Es ſchonen dieſe reiſſende Thiere weder Menſchen noch Viehe ſo ihnen begegnen / und die ſie erhaſchen können. Doch hat die gütige Natur / wie in vielen andern Fällen alſo auch hier / ein Mittel gezeiget / ihren Muth und Grimm zu entfliehen / nemlich dieſes / es läufft immerdar neben ihnen her ein kleines Thierlein / welches durch ſein ſtetswärendes Blaffen ihre Gegenwart / ſonderlich wenn es in den dicken Buſchen liegt und auff den Raub lauret / gleichſam anmelden muß / wie denn auch / ſo bald die Leute dis hören / eilend die Flucht nehmen / und ſich ſalviren. Ob auch ſchon ihr Wüten und Toben faſt in keinerley Weiſe zu bendigen / ſo hat doch gleichwohl auch hier die Natur ein Mittel verſchaffet / ihren Grimm zu widerſtehen. Es iſt dieſes ſonſt grauſame Thier um die Lenden ſo ſchwach / dz / ſo es der Orten mit einen Prügel geſchlagen wird / dadurch in Ohnmacht ſinckt / und ſich gewonnen giebt.

Die Furcht aber / und das Schrecken ſo die Einwohner in dieſen Lande vor den Tieger-Thieren haben / iſt nicht auszuſprechen / und geben ſie dannenhero dieſen Thieren mancherley Nahmen / vermeynende / daß wann ſie deſſen eigenen Nahmen im Munde führeten / ſie alſobald würden zerriſſen werden.

Dieſe Thiere ſind grauſamer deñ die Löwen / und

und stellen Menschen und Vieh hefftig nach / ja / verfolgen dieselben bis in die Hütten und Häuser. Wenn sie nun einen Menschen erhaschen / schlagen sie ihre Vorder-Klauen in des Erhaschten Schulter / und schleppen ihn weg wie die Katz die Mauß;

In Bengalen sind ste so groß wie ein Kalb / das Haupt und die anderen Glieder sind den Katzen gleich / aber alle viel scheußlicher und gröſſer. Sie haben Klauen wie die Löwen / und eine weiß-schwartze gesprenckelte / auch wohl rothe Haut / die sehr glantzet / welche auch deswegen von den Einwohnern in grossen Werth gehalten werden.

LXXV.

Die Tieger-Jagt.

DAmit aber dieser grausamen Thiere nicht zu viel werden / ziehen die Bengaler / wie auch andere Indianische Völcker zuweilen auff die Tieger-Jagt / mit einer grossen Menge Volcks / so wol Beschwerern / Trommelschlägern / Spiel-Leuten / als auch Zusehern / wovon die ersten vorher offt wunderliche Grillen machen / biß sie durch ihr beschweren ein oder mehr Tieger-Thiere / an einen gewissen Ort herbey gelocket / dieselben hernach fangen und denn mit sich wegführen. Walth. Schultzens Ost-Ind. Reise-Beschr. pag. 207. lib. 2. c. 16. Neuhoffs Allgemeine Beschr. des Reichs Sina. p. 372.

LXXVI.

Die lächerliche Küh-Hochzeit.

Eine lächerliche und grosse Thorheit begehen die Benjanen mit Verheyrathungen der Kühe / sintemahlen sie denselben ordentliche Hochzeit machen / und ihnen offt mit vielen tausenden Ducaten / solche ausrichten.

Gemeiniglich aber / geschicht die Copulation oder Trauung des Viehes / weil es noch jung und Kalbisch ist / doch daß die Kälber / nicht unter ein Jahr alt seyn : Es wird dieselbe auff folgende Weise verrichtet : Man bindet ihnen Stricke ümb den Halß / und führet sie dabey an das Ufer eines Wassers / läst sie ein wenig hinein gehen ; und wäschet sie eine gute Weile.

Immittelst steht ein Pfaff / am Lande / nach welchem die Thiere ihre Köpffe zukehren müssen / schreyet ihnen zu / und macht wunderliche Hand-Gebehrden. Die Freunde schüren unterdessen auff dem Lande / ein Feuer an / und setzen sich rings herüm : eben / wie bey der Hochzeit ihrer nächsten Verwandten. Der Pfaff tritt endlich auch zu solchen Feuer in den Kreyß hinein / richtet seine Specereyen zu ; wirfft Sandel , Benzor , und Aloë ins Feuer.

Nach Verrichtung dessen / begibt er sich wieder an den Rand des Wassers : da man ihm alsdeñ die Kälber entgegen führt / und solchergestalt hält / daß die vordern Füsse auf den Lande / die Hintersten aber im Wasser stehen bleiben. Denn bindet er beyden Kälbern / nach Abnehmung der Alten / einen neuen Strick ümb den Halß / folgends werden die Mäuler der Thiere aneinander gehalten /

gehalten / und ihre Stirnen von den Pfaffen mit einem gelbfärbigen Strich gezeichnet.

Hiernechst führt man die Kälber etliche mahl umb das Feuer herumb. Der Pfaff aber / welcher sich wiederum in den Kreyß gesetzt / lieset indessen etwas / aus einen Buch / mit abentheurlichen Gebehrden. Nachmahls stehet er auff / nimmt eine kupfferne Glut-Pfanne voll glühender Asche: wirfft allerhand wohlriechende Sachen darin; beräuchert damit die getrauten Kälber / unter den Kopff / Bauch und Schwantz; gehet hernach fünffmahl umbs Feuer herümb / und murmelt. Endlich müssen sie Schwantz an Schwantz halten / welche er gleichfalls beräuchert.

Nachdem alle diese lächerliche Trauungs-Ceremonien vollenbracht / führet man das Vieh wieder nach Hause: dem viel alte und junge Leute / auch Kinder beyderley Geschlechts nachfolgen / und zu dem Hochzeit-Mahl / welches / die Herren der Kälber dagegen angestellet haben / erscheinen.

Man muß aber wissen daß diese Vieh-Copulation grössern Theils daher entstehet / daß sie dieses Vieh als Kälber und Kühe / für heilig achten / deren Bildnis mit grosser Ehrerbietung anbethen / ja / gar alles was an denselben ist / für heilig schätzen. Gemeldte Benjanen haben den Gebrauch / daß sie in einen besondern Monath / die Kühe mit Reiß / der noch im Stroh ist / futtern: Hernach den Mist von ihnen sammlen;

denselben in eine Siebe waschen / und die noch unverdauete Körner / so im Siebe nach Abgang des übrigen Unflats bleiben / dürren; über welche nachmals der Pfaff den Segen spricht. Von der Zeit an / werden von solchen faulen Heiligthum Küchlein gebacken / und den Krancken eingegeben / zu einer kräfftigen vermeinten Artzeney.

Volquard Iverson, hat einsmahls in Acht genommen / daß die Weiber der Benjanen, auch auffgepasset / und mit allem Fleiß darauff gewartet / wenn solches vertraute Vieh gestallet; alsdenn geschwind mit einem Geschirr / etliche auch mit der Hand den Harn auffgefangen / ein grosses Gereiß darum gehabt / und ihn getruncken / als ein heiliges und zur Fruchtbarkeit dienliches Getränck. Erasm. Francisci Sitten-Sp. p. 960. Arnkiels Cimbrische Heiden-Religion. Cap. XXI. p. 124. Beyde aus Volquard Iverson Oriental. Reise-Beschr. lib. 4. à Clariss. Oleario. edit. c. 13. p. 207. 208.

LXXIII.

Die wunderlichen Schiffe der Javaner.

DJe Javaner haben eine Art von Schiffen / darüber sich ein Europæisches Auge billig verwundert: Fürnehmlich ihrer Geschwindigkeit halben / welche ihnen auch bey den Niederländern den Nahmen erworben / daß sie Flieger / oder Fliegende genennet werden. Die Javaner sitzen nicht in denselben wie die Holländer / sondern hucken nur wenn sie fahren / in den kleinesten

Kahnen /

können acht Personen schiffen. Von forn und hinten sind ste zugespitzt: haben nur einen Mast; davon ein ein strohernes langes Seegel/ so mehrentheils mit zweyen Stangen auff beyden Seiten in die See gerichtet/ an deren Spitzen ein Bambus gebunden ist/ so das Schiff hält/ daß es weder unter sincken noch umbschlagen kan. Angemercket der Bambus wie Pantoffel-Holtz immer oben schwimmet/ und kein Wasser fasset: als der anders nichts ist denn ein Rohr/ welches so dick/ wie eines Menschen Bein beyden Waden/ und auff freyem Felde/ Puschweise wächset/ auch so hart ist/ daß wenn man einen solchen Pusch anzündet/ es nicht anders krachet/ als wenn ein gantzes Krieges-Heer/ eine volle Salve gebe.

Eben von diesen Banibos machen ste gantze Flössen/ darauff man Fische nach Batavia führet/ hencken und binden dieselbe gar artlich und füglich zusammen/ mit Stricken von Figuer: welches ein Baum-Mooß ist/ so sich fest und steiff winden läst/ von 12. bis auff 18. Daumen dick/ als wie es ein Seiler nimmermehr machet. Mit eben denen binden sie obgemeldte Schiff-Seiten Bretter/ ohn andere Nägel und Banden; und dennoch gleichwohl so fest/ daß nicht leicht ein Tropffen See-Wassers hindurch dringt Joh. Jac. Saar, c. 2. seiner 15jährigen Ost-Ind. Kriegs-Diensten.

LXXIIX.

Die seltzame Jagt / so der König von Franziane mit Frauens-Personen anstellt.

WEnn der König von Franziane / welcher des von Pegu Nachbar / vielmahls auch wol sein Vasal ist / auff die Jagt zeucht / so reiten hundert Frauens-Bilder vor ihm her ; welche Bogen führen / und so gewiß zielen / daß sie auch einen Pfennig treffen. Auff welcher Jagt / Amor offtmahls auch seinen Bogen spannt ; und mit den Augen dieser Hof-Damen / welche gemeiniglich so wohl die schönsten / als tapffersten in Indien / manchen Cavallier nach dem Hertzen ziehlt.

Solche Jagt dieses Königes / gehet mancherley Thieren / und unter andern den Affen auch auf die Haut. Selbige Affen haben ein Haar wie Seide. Ihre jungen / hangen ihnen so fest am Halse / als ob sie daran gebunden oder geleimet wären. Desgleichen findet man daselbst / schöne schnee-weisse Meer-Katzen / die sich sehr possierlich auzustellen wissen / daß es scheinet / ob wolten sie Gnade bitten. Wenn ihnen nur die Königliche Leib-Wacht / welcher ihre Art bekandt / zuweilen ein Zeichen geben / sie sollen sich auff die Bäume reteriren : thun sie solches in einem Augenblick / und zwar in einer solchen Confusion / daß sie übereinander steigen und lauffen. Es sind solcher Meer-Katzen eine grosse Menge / so

daß

daß es scheinet / als wenn die Bäume von solchen beschneyet. Vincent. le Blanc. cap. 28. seiner ersten Reise.

LXXIX.

Der Elephanten-Fang.

Die Elephanten werden nicht von allen Völckern auf einerley Art und Weise gefangen.

DJe Indianer fangen sie theils in gemachte Gruben / und sol solche Weise zu fangen / im Königreich Congo gebräuchlich seyn. Die Barbarn selbiges Orts machen einen grossen Graben / der oben weit unten aber enger zusammen geht / damit der Elephant keine Macht habe herauß zu springen. Diese Fallen bedecken sie mit Kräutern und Zweigen / so den Elephanten vor andern am angenehmsten : umb ihnen den Betrug desto besser zu verbergen / daß sie sicher und ungescheut hinüber gehen / bey sothaner Elephanten-Fang hat sich Lopez einsten selbst persöhnlich befunden / und berichtet diese merckwürdige Begebenheit : Ein junger Elephant war in dergleichen Gruben einer hinein gefallen / als der alte / sein Vater solches siehet ; wil er ihn mit aller Gewalt wieder herauß ziehen / und wendet / ob ihn die Jäger gleich mit grossem Geschrey abzuschrecken meynen / seine äusserste Kräffte dazu an. Nachdem er aber siehet / daß alle Mühe vergebens / und nichts auszurichten : Füllet er den Graben mit Erde / Steinen und Bäumen / bis oben gantz zu / wolte also sein Kind lieber

todt / als in Gefängliche Dienstbarkeit sehen. Lopez.

Eine andere Art / die Elephanten zu fangen / gedencket Daniel Parthey, in seiner Ost-Indisch. Reise / cap. pag. 68. folgender gestalt: Wann der dazu bestelte Jäger-Meister eine solche Jagt vor hat / so müssen seine Untergebene / Holtz aus dem Wald hohlen / welches nicht gleich weglodert / wenn es angezündet ist / sondern man läst solches nur eben glimmen. Solches Holtz / legen sie auff die 4. bis 6. Meilweges / wo sie die Elephanten herjagen wollen / weil sich selbige sehr für den Feuer fürchten / ja / nicht einmahl über dasselbe schreiten / zu Ende des Feuers wird ein starcker Kral gesetzet / folgender Gestalt: Nemblich / sie pflöcken starcke grosse Bäume gegeneinander über / auff beyden Seiten / gleich denen Stacketen eng zusammen / und starck verwahret / in welchen die Elephanten wie umbzäunet stehen müssen / so / daß wann ein Elephant ein mahl darin / sich nicht wieder umbkehren / noch herauß kommen kan / weil zu Ende desselben dieses Stacket mit 4. grossen Riegeln verwahret wird / wenn nun ein Elephant / den man verlangt / darinnen ist / wil solcher immerzu fortgehen / in Hoffnung durchzukommen; so bald er aber / das äusserste Ende erlanget / lauffen geschwind etliche Schwartzen mit kleinen Spiessen zu / und schieben auch von hinten einen Riegel vor / daß er also weder hinter noch für sich mehr kan. Wann nun deren etliche geschlossen / so befiehlet der Elephanten-

ten-Fänger / die schon dazu abgerichtete zahme Elephanten herbey zu bringen / deren dann auff jeder Seiten des Rothstalls einer / von dem darauff sitzenden Schwartzen / durch einen krummen Hacken getrieben wird / mit einem grossen viermahl umb den Halß geworffenen Seil / dergleichen auch den wilden Elephanten umbgeworffen wird / jedoch mit grosser Mühe / daß es auch offt einen halben Tag währet / ehe man ihm ein kleines Stricklein / an welchen das grosse angebunden / am Halß wirfft. So bald als der Elephant umbfesselt ist / wird ihm auch am hintern Fuß / ein Strick gelegt / an welchen bey die zwey hundert Schwartze fassen / und so lang halten / bis bey dem Außgang / die vorderste Riegel ausgezogen werden. Alsdenn vermeinet der Elephant geschwind durch zubrechen / weil er siehet / daß er Lufft hat / er wird aber alsdenn erst recht fest gebunden. Wann er nun verwahrt gnug ist / machen sie den hintern Fuß wieder frey / damit er zwischen den zween Zahmen fort gehen kan / darauff eilet man mit ihm fort zum Qvartier / wo er recht zahm gemacht werden soll.

Ehe aber der Elephant ins Quartier kömpt / stehet ein grosser mit Steinen umbgebener Baum unterwegens / unter welchen die Schwartzen je zuweilen ihren Abgott den Teuffel zu opffern pflegen / dieser Baum wird von ihnen der Peschar-Baum genandt / bey diesen halten sie mit den Elephanten still / bis zwey vermas-

querirte

querirte Tantz-Meister gantz mit Schellen umbhenget / kommen / die für den wilden Elephanten tantzen und springen / endlich aber stille stehen / und demselben auff ihre Sprache also anreden: Er solle sich nicht so wild stellen; Anstatt daß er bißhero sich in dem Wald / im Regen und Wind müssen auffhalten / solle er nun in einem Hauß / und unter ein Dach stehen. Anstatt daß er habe etliche Meil nach Wasser gehen müssen / solle er jetzund alle Tage zweymahl getränckt / und mit gnugsamer Kost versehen werden. Hierauff stehet der Elephant gantz entzücket still / gleichsam als wenn er bezaubert ist / gibt sich endlich gutwillig darein. Darauff bringet man einen grossen Zuber mit Wasser / giessen solches den Elephanten übers Leib / tauffen ihn also / und geben ihn einen Nahmen nach den Herrn des Landes / darauff wird er in seinen Stall gebracht / bis er recht zahm wird / solches aber / hat zuweilen noch ein halbes / ja öffters noch ein gantzes Jahr Zeit / bis er recht zahm wird / daß man ihn trauen kan / alsdenn läst man ihn allererst loß gehen.

Garzias von Orta / beschreibet noch eine andere Manier die der König in Pegu führt / der Elephanten fähig zu werden. Man zimmert in der Stadt viel Elephanten-Kercker / aus höltzern Balcken: zwischen welchen so viel Raum bleibt / daß die Leute leicht / der Elephant aber / gar nicht hindurch kan. Hernach lassen sie etliche Elephanten hinaus in den Wald / die vorher bedro-

het

het werden/daß sie sich nicht gelüsten lassen sollen/ in dem Walde sich mit den wilden Elephanten zu vermischen; sondern ihnen/durch ein Zeichen/den Beyschlaff verheissen sollen / wenn sie in ihre Stalle oder Stadel gekommen / gestaltsam dann ohne daß die Elephanten/ von Natur gar schamhafft / und sich nicht anders denn im Verborgen vermischen; auch da sie jemand darüber betreffe/ gantz grimmig auff ihn ansetzen.

Bevor aber die Weiblein hinaus gehen: werden sie an gewissen Gliedern mit Oel bestrichen: über welchen Geruch / die Männlein sie so lieb gewinnen / daß sie für grosser Brunst ihnen aller Umbstehenden ungescheuet folgen / und mit ihnen in besagte Versperrungen gehen.

So bald sie daselbst angelangt; stehen etliche bereit / ihnen die Fesseln anzulegen / und den Außgang zu vermachen. Darnach gehen die Weiblein wieder in ihre Stalle / welche nahe bey dem Gefängniß und über eines Elephanten nicht groß sind / auch alsobald von den Jägern zugeschlossen werden. Nach dem Abtritt der Elephantinnen/ merckt der Elephant / daß er betrogen und gefangen / hebt darauff an gar hefftig zu wüten / und braucht allen Gewalt wieder loß zukommen. Daran die Zuschauende keinen geringen Lust haben / zu sehen / wie die Bestie seufftzt und weint / auch hin und wieder zurück läufft / bis ihr von vieler Arbeit / der Schweiß aus allen Gliedern bricht / und sich gantz ermüdet.

Wenn nun der Jäger endlich diesen Frembd-

ling

ling in einem Stall bringen wil; führet er abermahl das Weiblein herbey / welches vorher gehen und ihn an seine Stelle einfuriren muß. Dieser Stall ist ebenfals nicht breiter als vor einen Elephanten: Derhalben das Weiblein an der andern Seiten wieder herauß gelassen/der Elephant aber so lang darin gelassen/bis er von Trauren und Hungern (angesehen sie in etlichen Tagen nichts fressen) gezähmet: welches gemeiniglich in acht Tagen geschicht. Alsdenn gibt man ihm seine Wärter zu/die ihn zum Krieg/und allerhand andern Gebrauch abrichten.

Eben dieser Garzias von Orta / erzehlet noch ein andre Art / aus Relation einer seiner guten Freunde / der zweyen unterschiedlichen Elephanten-Jagten des Königs von Pegu beygewohnet. Derselbige König hat den Platz und Umbkreiß / da die Elephanten weiden gehen / mit einer gewaltigen grossen Menge Volcks / lassen ringweiß umbgeben. Dieses Volck schleuft allgemach einen engern Kreiß / und zeucht sich nach gerade immer mehr und mehr zusammen: bis sie endlich nicht allein eine grosse Anzahl Elephanten (in massen bey damahliger Jagt in die vier Tausend zugleich gefangen) sondern auch andere Thier; als Löwen/ wilde Schweine / Tieger &c. theils lebendig / theils todt von den Pfeilen erschossen / einschliessen. und bekommen. Von den Elephanten hat der König zwey hundert behalten; die übrige / so wohl alte als junge wieder frey gelassen: damit er das Land nicht gantz leer davon machte.

Diese

Diese hat man also gebändiget: nachdem sie in vorbeschriebene Kercker eingesperret / wurden ihnen Stricke / von Weiden-Zweigen geflochten / umb die Füsse und Zähne gebunden / daß sie sich nicht regen kunten. Hernach tratt der Meister herzu / stieß sie mit Füssen / schmiß mit einen Bengel weidlich darauff: drohete daneben st / wo sie nicht gehorchen wolten; sie ohn auffhörlich also zu prügeln / und endlich gar mit Hunger zu ertödten: würden sie aber gehorsam seyn / verhieß er ihnen Futter / und sie mit Oel zu bestreichen. Nachmahls wusche man sie ab / und gab jeglichen zween andere Zahme zu / zwischen welche sie zur Disciplin angewehnet wurden.

Die jünger / (wie eben dieser Autor meldet) werden gemeiniglich also: zuweilen aber auch / durch gütlich thun / besänfftiget: Die Alten hingegen / sonderlich die / so gar zu sehr wüten / in weiten Häusern beschlossen / darinnen es vielenger Thüren gibt: in welchen die Elephanten-Zwinger stehen / und sie mit Pfeilen verwunden / bis sie von Hunger und Wunden schier halb todt. Diese deutet der Meister hernachmahls an / es geschehe solches alles / daß sie ihre Wildheit ablegen sollen / und verspricht ihnen wohl zuthun; im Fall sie sich werden niederlegen. Alsdenn legen sich die Elephanten / lassen sich abwaschen / schmieren / und speisen / werden hernach zum öfftern gefragt mit freundlichen gelinden Worten: Wie sie sich gehaben? Was sie verlangen? Mit der Weise bringt man sie allgemählich

mählich zum Gehorsam. Erasm. Francisci Lustig. Schau-Büch. Part. 1. Colloq. 2. pag. 240.

Noch viele andere Arten des Elephanten-Fanges / könten aus des Taverniers, Thevenots, Schultzen, Dappers und andern berühmten Reise-Beschreibungen angeführet werden / da ich nicht befürchtete / es möchte die Menge von einerley Sachen / den geehrten Leser einen Eckel erwecken / wenden uns derohalben zu einer andern Materie / welches seyn soll:

LXXX.

Der nützliche Kokos-Baum.

Unter allen Geschöpffen in der Welt / ist wohl keines / in welchen die Natur mehrern Nutzen gelegt / als den Kokos-Baum. Es ist derselbe capabel (weil mehr als tausend Nutzbarkeiten an ihm zu finden /) das Menschliche Leben zu erhalten / weil man nicht allein von denselben essen und trincken / sondern auch das übrige / was zu solchen dienet / nehmen kan. Dieser Kokos / oder Klappus-Baum / wächset gar häufflig in den Asiatischen Königreichen; Er hat selten einen geraden / mehrentheils aber / einen krummen Stamm / der 5. 6. / bißweilen auch wohl 7ben Fuß dick ist / und eine höhe öffters über 50. Schuh erreichet / hergegen ist sein Wurtzel kurtz / schmal / und kaum mit Erde bedecket / daß man sich billig verwundern muß / wie diese hohe und starcke Bäume auff so kurtzen und schwachen Wurtzeln / so hoch in der Lufft stehen können / und nicht durch derer und derer Früchte Schwerheit / wie auch durch gewaltige Sturm-

Sturm-Winde zur Erde geworffen werden / wozu noch dieses kompt / daß das unterste der Stämme bey der Erden nicht dicker ist / denn das oberste / daran die Frucht hanget.

Die Rinde ist Aschenfärbig / das Holtz hat einen süssen Milch-weissen Safft / wornach die Ameisen / wenn der Baum ümbgehauen häuffig lauffen / der Stamm hat keine Zweige / sondern hat oben ümbher / funfzehen / zwantzig / und mehr grosse Blätter / so theils auffwerts stehen / theils herab hangen. Jedes Blatt ist sechzehen Fuß lang / und am Stamm schier einen Fuß dick. Ein solches Blatt vestehet aus vielen andern Blättern / so in einer Reihe gegeneinander über sitzen. Zwischen den grossen Blättern kompt oben am Gipffel des Baums eine Scheide / zween Fuß lang / welche am Ende spitzig zu läufft / und anfänglich grün / nachgehends aber / roth ist / und sich endlich selbst eröffnet / ehe aber solches geschiehet / siehet man inwendig einen gar schönen Stengel / oder Stiel ein Fuß / und drey bis vier Finger dick / der aus vielen Zweiglein bestehet / welche von der Natur gar subtil zusammen gefügt / und wie eine grosse Korn-Aehr anzusehen ist.

An diesen Zweiglein haftet was dreyeckigtes / so groß / wie eine Mandel und weiß von Farbe / woraus hernach Blumen / und endlich Nüsse werden / denn wenn gemeldte Scheide berstet / breiten sich die Zweiglein voneinander / und lassen gelbe Blumen sehen. Aus den Blumen werden

die

die Kokos-Nüsse / welche hart / schwer / und offt grösser als ein Menschen-Kopff sind / und bey hauffen gar feste oben am Stamm hängen. Auswendig ümb die Nuß sitzet eine dicke / mürbe / faselichte und zähe Schale / worauff eine hölzerne folget: wenn man diese letzte / wenn die Frucht noch unreiff durchsticht / fleußt sehr viel süsses Wasser herauß / welches frisch eingetruncken / den Urin hefftig treibet / so es aber darinnen bleibt bis sie reiff wird / ist es der Kern / der wie eine geronnene Milch alsdenn in der höltzernen Schalen sitzet. Dieser Kern ist süsser / denn der beste Europäische Nuß-Kern / gibt eine treffliche Nahrung / und erqvicket wunderlich die abgemattеten Glieder: dahero er von den Seefahrenden Leuten / so auff der langwierigen Reise von Scharbock und andern Seuchen Krafftloß werden / vielfältig gebrauchet wird. Selbiger ist feucht und warm / und wird ein Oel daraus gepresset / so an Krafft und Tugend allerdings den süssen Mandel-Oel gleicht / und dahero in gantz Ost- und West-Indien / beydes eine gute Speise / und heilsames Artzeney giebt. Wann man dieses Oel einnimmt / dienet es wider die Mängel der Brust / und öffnet den verschlossenen Leib / sonderlich hilfft es denen / so von Fallen oder Schlagen inwendig Schaden bekommen haben.

Oben auff der Spitze des Stammes / wächset ein schnee-weisses Marck / nicht anders wie ein klein Bäumlein / welches in einer Scheiden oder Häußlein verstecket / eben wie unser Baum-

kohl

Kohl schmecket / wenn dieses Bäumlein abgebrochen wird / verdorret der gantze Stamm / welches sonst nicht leicht geschiehet.

Dieser Baum ist ein rechtes Wunder der Natur / denn von den auswendigen mürben / und faselichten Schalen der Kokos-Nüsse / machet man kleine und grosse Schiff-Seile / die im saltzen Wasser gar lange dauren und fast unvergänglich sind: Sonderlich aber / ist merckwürdig / daß dieser Baum alles verschafft / was zu einem Schiffe so wol seiner Zurüstung als Ladung betreffend / erfordert wird / von den Stamm werden die Masten / Bretter / und Steuer-Höltzer von den Faseln der äussersten Schalen die Schiff-Seile gemachet / und die Frucht selbst gibt zuletzt die Ladung / die Schale der Kokos-Nüsse / dienen zu Flaschen und Trinck-Geschirren / den Tranck gibt der Baum ebenfals / welchen sie artlich aus denselben zu zapffen wissen / dieser Saft wird wenn er etliche Tage stehet / durch der Sonnen Hitze / zu einen guten Essig / wenn er aber gekochet und gedistiliret zu einen köstlichen Brandtwein. Sie wissen auch Nehenadeln von denselben zusamlen / ja / es sind so gar die Blätter dieses Baums nicht ohne Nutzen / denn von dieselben werden Seegel / Matten und Dach-Ziegeln geflochten / Walther Schultzen / Ost-Indisch. Reisen lib. 2. cap. 7. pag. 172. Thevenots Ost-Ind. Reisen / lib. 1. cap. 8. pag. 33. Neuhoffs Sina. pag. 366. Dampiers Reise umb die Welt / part. 1. cap. 1. pag. 536. Talanders Historischer

Welt-Sp. cent. 11. Hist. 97. pag. 1097. Happel. Mund. Mirab. part. 1. lib. 4. cap. 76. pag. 800.

LXXXI.

Der Ceylaner Manier / einen Eydt schweren.

IN Entscheidung / schwerer und zweiffelhafftiger Sachen legen beyde Partheyen der strittigen Cingalaien einen Eid ab / entweder in ihren Tempeln vor den Götzen / oder mit heissen Oel. Diese letztere Art / weil sie merckwürdig ist / wird von dem Autor Robert Knox, mit ihren eigendlichen Umbständen erzehlet. Sie gebrauchen aber diese Art zu schweren / nur in Fällen von grosser Wichtigkeit / als wenn etwa ihre liegende Güter in Anspruch genommen werden / oder wenn keine Zeugen bey einem Handel vorhanden gewesen. Wann sie nun also schweren sollen / so bekommt erst jedwede Parthey / von dem Landes-Hauptmann eine Vergünstigung / welche zu solchem Ende von ihm mit eigener Hand geschrieben wird. So dann gehen beyde und waschen sich den Kopff und Leib / werden selbige Nacht in ein Hauß gefänglich eingesetzet / und bewachet / auch einen jeden ein Tuch über die rechte Hand gebunden / welches versiegelt wird / damit sie nicht etwan die Finger mit zauberische Mittel hart machen. Den folgenden Morgen kommen sie heraus / legen reine Kleider an / und saubern sich / indem sie es achten / als ob sie vor GOttes Angesicht erscheinen sollen. Darauff binden sie das

Blatt /

Blatt/ worauff des Hauptmanns Einwilligung geschrieben / vornen an das Gelencke der Hand / und verfügen sich damit unter einen Bogahah, oder Gottes-Baunn / worbey sich auch alle Beampten selbigen Districts oder Grafschafft / benebenst einer grossen Menge Volcks versamlen. Hierauf nimmt man Coker-Nüsse / und zeucht das Oel darauß vor den Augen des Volcks/damit jedermann sehen möge / daß kein Betrug dahinter stecke: Nahe dabey stehet auch eine Pfanne mit Kuh-Mist / und siedendem Wasser. Wenn nun beydes recht siedend und heiß worden ist/nehmen sie ein junges Blatt von einen Coker-Nuß-Baume / und tuncken solches ins Oel / damit jedermann sehen möge / daß es heiß gnug ist / denn das Blatt zischet und läuft davon zusammen / macht auch ein solch Geräusche / als wenn man Wasser in heiß-siedendes Oel geußt. Eben auff diese Art verfahren sie hernach mit den Kuh-Mist. Wenn nun jedermann gestehen muß / daß das Oel heiß gnug ist / so kommen die zwey Personen / treten an beyden Seiten dieses heiß-siedenden Oels / und sagen: Der GOTT des Himmels und der Erden / sey Zeuge / daß ich dieses / wessen ich beschuldiget werde / nicht gethan habe. Oder: Die viererley Arten Götter seyn Zeugen / daß dieses streitige Land mein ist. So dann schweret der ander gerade das Widerspiel: doch muß der Ankläger immer zuerst den Eidt ablegen. Der Beklagte führet auch dabey seine Unschuld an / oder sein habendes Recht und Befugniß.

fugniß. Hiernechst werden die Tücher darein ihre Hände zuvor gebunden sind / abgenomẽn; und alsobald nach gesprochenen obstehenden Worten / tuncket der eine seine zwey Finger in das heisse Oel / und sprenget damit dreymahl herauß. Darauff gehet er zu den siedenden Kühe-Mist / und thut eben also. Gleicher gestalt verfährt auch / der andere. Nach diesen verbindet man ihnen die Hände wieder mit dem Tuch / und verwahret sie beyde Gefänglich / bis auf den nechst folgenden Tag ; Alsdenn werden ihre Hände besichtiget / und die Enden an den Fingern mit einem Tuche gerieben / damit man sehe ob die Haut abgehe / denn von welches Fingern sich selbige abreiben lässet / der hat falsch geschworen / dessen Straffe nachmahls ist / daß er dem Könige eine hohe Busse erlegen / auch dem Gegentheil grossen Abtrag thun muß. Daß etlicher Finger die also geschworen / nach der Zeit und nach dem Gebrauch des heissen Oels / von allerley heissen Dingen sind unversehret blieben: Ob es aber ihrer Unschuld / oder vielmehr ihrer Kunst beyzumessen / sey ihm unbewust. Robert Knox Hist. Erzehl. von der Insul Zeilon, lib. 3. c. IX. pag. 219.

LXXXII.

Der Affen-Krieg.

IN Ost-Indien / am Gestad von Coromandel um die Gegend der Portugisischen Stadt St. Tho-

St. Thoma : und Holländischen Vestung Paliacatte Landwerts zwischen zweyen Dörffern Seravaron und Oudecut hat es ein sehr dickes Gepüsch von lauter Rohr/ die aber an höhe und dicke ziemlichen Bäumen nicht ungleich seynd; mitten durch dieses Gepüsche gehet eine Land-Strasse zu beyden Seitē stehet man eine unglaubliche Menge Affen die dieser Orten sich auffhalten / und welches am verwunderlichsten in immerwährender Feindschafft mit einander stehen / also / daß keiner von der Parthey / so das Gepüsch rechter Hand der Strassen inne hat / hinüber zu den andern die jenseit lincker Hand sich auffhalten / kommen / und so es geschicht / wird er zur Stund von der andern Parthey zerrissen. Die Land-Leute pflegen denen Durchreisenden zu Zeiten eine nicht geringe Belustigung solchergestalt zu verschaffen: Man käuffet in den nechst angelegenen Dörffern eine Parthey Reiß / diesen Reiß thut man in 6. oder 7ben Körbe / und stellet solchen in gedachten Gepüsch auff die Strasse / je viertzig bis funfftzig Schritt einen Korb von dem andern. Bey jeden Korb werden ein halb Dutzend Stecken / zween Schuh lang / und eines Daumens dick / hingeleget; Die Zuseher aber / stehen etwas von ferne. So bald nun die Körbe auffgedeckt sind / kommen eine Anzahl Affen zu beyden Seiten an den Bäumen herunter / die bleiben also bey den Körben gegen einander über / sehen öffters bey einer halben Stund mit Zähne blecken sich untereinander an / bald nahen sie sich hinzu / bald wei-

weichen sie wieder zurück / bis endlich die Weiblein / die junge haben / am ersten sich hinzu machen / und den Reiß versuchen wollen. Hierauf gehet das Gefecht an / beyde Theil / wenn sie sich eine Zeitlang untereinander tapffer zerbissen und zerkratzet haben / ergreiffen endlich die Stecken / schlagen damit dergestalt aufeinander / das viel gar auf den Platz bleiben ; andere aber / Arm und Bein vermissen. Wenn nun also die eine Parthey das Feld erhalten / so verzehren sie alsdenn den Reiß in Körben ; und wenn sie schier satt sind / gedulden sie / das einige Weiblein ihres Gegentheils auch herzu nahen und essen dörffen. J. B. Tavernier. Seifried Medull. Mirabil. Naturæ pag. 578.

In dem Königreich Tunquin so an China grentzet / gibts an den äussersten Enden ein Geschlecht Affen / die aber in ihren Thun mehr als Affen beyzumessen sich bezeugen. In dem Gebürge / allwo sie ihren Auffenthalt haben / werffen sie Schantzen auff / in denen sie ihre Sicherheit suchen / von dar thun thun sie zuweilen drey bis vier hundert starck einen Außfall auf die nechst gelegene Reiß-Felder / dessen sie eine Menge raubeu / und in besondern aus langen Graß gemachten und umb die mitte des Leibes befestigten Kitzen mit sich davon in ihr Gewahrsam tragen. P. du Val. Geograph.

LXXXIII.

Die durch einen gemachten Drachen sich von der Indianischen Gefangenschafft errettende Jesuiten.

Es

Es gedencket der berühmte Scribent Athanasius Kircherus, lib. X. 8. Luc. & Umbr. part. 2. cap. 7. daß durch einen gemachten fliegenden Drachen / etliche Jesuiten aus der Hand der Indianischen Barbaren sind errettet worden. Selbige lagen in einem Kercker gefangen / und konte man sie weder mit Bitte / noch Bedrohung loß bekommen. Biß endlich ein verschmitzter / diesen Fund erdachte: Er drohete den Indianern / dafern sie die Gefangenen nicht loß liessen / würden sie bald grausame Ungeheuer und Zeichen in der Lufft schauen / ja / den Zorn Gottes augenscheinlich spühren. Wie sie aber einen Weg wie den andern wenig oder nichts darauf achteten / machte er von Papier einen Drachen / schnitte auf dessen Bauch in Indianischer Sprache die Worte: Gottes Zorn! Mitten in diesen Kunst-Werck / hat er eine Mixtur von Schwefel / Pech und Wachs verfertiget / und so geschicklich zugerichtet / daß das gantze Werck davon erleuchtet worden / so daß angedeutete beyden Worte aller feurig glänzeten / und gantz vernehmlich zu lesen stunden.

So bald die Indianer solches in der Lufft schweben sahen; sind sie dermassen erschrocken / daß sie aus Furcht des eingebildeten Göttlichen Zorns / die Gefangene zur Stund loß gelassen / und ersuchet / den Zorn Gottes durch ihre Vorbitte abzuwenden. Endlich hat sich das Werck in der Luft entzündet / und ist im Rauch aufgegan-

gen: daher die Barbaren ihnen einbildeten/ es wäre verschwunden. Erasm. Francisci Schau-Bühcher. part. 1. Colloq. 5. p. 938.

LXXXIV.

Der weissagende Affe.

IM Jahr 1614. trug sich zu/ daß ein Einwohner in dem Königreich Bengala in Ost-Indien einen Affen hatte/ welcher gemeinem Wahn nach/ künftige Dinge konte errathen und anzeigen. Dieser Affe kam endlich in des Königs Hof. Der König wolte eine Prob von der Religion nehmen/ that seinen Ring vom Finger / überreichte solchen einem Knaben / ließ ihme unter eilf andere Jungens die auch Ringe hatten/ in einen Kreiß stellen/ die musten sämtlich die Ringe in die Höhe halten. Dem Affen aber befahl er/ ihme seinen Ring heraus zu suchen/ welcher dann hierauff ohne viehles wählen dem Knaben der ihm hielte / solchen abgenommen / und dem Könige überreichet hat. Dieser ward damit nicht vergnüget/ darum befahl er / daß die Namen zwölff unterschiedliche Gesetz-gebere als da sind: Mahomet, Solon, Lycurgus, Zaleucus, Theseus, Plato, Moysis, Christus, Romanus, Draco, Minos, Rhadamantus; auff zwölff verscheidene Zettlein in Persischer Sprache solten aufgezeichnet / und in einem Sack untereinander gemenget werden. Hierauff befahl er dem Affen abermahl/ daß er/ welche unter allen

diesen

diesen die rechte Religion; und der wahre Gesetzgeber sey / anzeigen / und dessen Nahme ihm einliefern solte. Der Affe / hat hierauff in Gegenwart mehr als 3000. Zuseher / den Zettuln / welcher des HErrn Christi Nahmen bemercket / dem König überreichet. Nachdemahlen aber der König gemuthmasset / ob möchte des Affen Meister die Persische Sprache verstehen / und könte also ein Betrug mit unter lauffen: Hat er einem seiner Edlen befohlen / vor-gedachte Nahmen in der allein bey Hof-üblichen Sprache / und dero Buchstaben zu schreiben / und so dann den Affen nochmahlen den Nahmen des rechten Gesetz-gebers heraus nehmen zulassen. Welcher dann / ungesaumt abermahl den Nahmen des HErren Christi / dem Könige dargereichet. Diß ursachte einen des Königs Höfling zubitten / die Namẽ eignes Gefallens zu vermischen: Der auch nach erhaltener Erlaubnis / in einen Sack nicht mehr als eilff Nahmen thate; des HErrn Christi Namen aber in der Hand verborgen hielte. Als nun der Affe zum dritten mahl die Zettel anbefohlner Massen durchsuchen sollen / wolte er keinen aus dem Sacke heraus langen / sondern zerrisse sie alle auf Stücken. Auff ernstliches Anhalten des Königs aber / den Zettel beym Edelmann gesuchet / ihme bey der Hand ergriffen / und zum Könige geführet hat. Eraſm. Franc. Ost- und West-Ind. Lust-Garte. Ost-Ind. Reisen.

LXXXV.

Die Königliche Brasilianische Krancken-Cur.

DJe grausame und wilde Tapuyer ein überaus grimmiges und barbarisches Volck / hegen eine seltzame Meinung von ihren Königen / als wenn sie eine sonderbahre Krafft Kranheiten zu heilen hätten / dann wann unter ihnen kleine Knaben erkrancken / so bläset denselben der König den Rauch aus einer angesteckten Tobacks-Pfeiffe zu / welches ihrer Einbildung nach / ein bewehrtes Mittel wider die Kranckheit ist. Stirbt aber der Knabe / so nimmt die Mutter eine von ihren Verwandten oder Bluts-Freunden zu sich / die ihr den Leichnam hilfft verzehren / denn sie halten es vor eine sonderbahre Liebe / und ein solches Werck / daß nur der Mutter und den nechsten liebsten Bluts-Verwandten zukomme.

LXXXVI.

Die Floridanische Krancken-Cur.

DJe Floridaner gehen mit ihren Krancken wunderlich umb: Sie machen lange und breite Bäncke / auff diese legen sie die Krancken / nach Beschaffenheit der Seuche / entweder auff den Bauch oder auff den Rücken / wenn sie ihm darnach die Haut an der Stirn mit einer sehr scharffen Muschel durchgestochen / saugen sie ihm das Blut mit dem Munde herauß / und giessen dasselbe in ein irden Gefäß / oder in ein Kegel / so

ans Kürbissen gemacht sind. Die Weiber / so kleine Knäblein säugen / oder schwanger gehen / trincken das Blut / insonderheit wenn der Krancke ein junger Gesell ist / damit ihre Milch desto besser / und der Knabe so durch solche Milch ernehret / desto kühner und tapffrer werde / die andern so auff den Bauch liegen / beräuchern sie dergestalt / sie werffen etliche Körner auff eine Glut / und wenn der Rauch durch den Mund und die Nase-Löcher gedrungen / zertheilet er sich durch den gantzen Leib / erregt ein Brechen / oder vertreibt die Ursache der Kranckheit. Sie haben auch ein Kraut welches die Floridaner Ubauvoc heissen / die Brasilianer nennen es Petum; die Spanier aber Tobaco. Dieses Krauts Blätter / wohl getrucknet / legen sie auff eine Röhre / da sie am breitesten ist / wenn diese Blätter angezündet / nehmen sie das enge davon im Munde / und ziehen alsdenn den Rauch dadurch so starck in sich / daß er ihnen zum Munde und Nase wiederümb heraus gehet. Diese Völcker sind zu den Frantzosen insonderheit sehr geneigt / für welche Kranckheit ihnen die Natur auch sonderlich Artzeney gegeben und mitgetheilet hat. Siehe die Beschreibung Jacobs Moyne von diesen Ländern.

LXXXVII.

Seltzame Cur / so bey einen Brasilianischen König vorgenommen worden.

JOhannes Rab, bürtig aus der Grafschafft Waldeck / der sich vier Jahr lang auff Begehren

des Barbarischen Königs unter den Menschenfressenden wilden Tapuyern aufgehalten/ und ihnen zwischen ihrer und der Niederländischen Nation vor Dolmetscher gedienet hat / bezeuget/und hat mit seinen Augen gesehen/ daß sich einsmahls der Tapuyer-König Drarugh sehr beklaget / über grosse Schmertzen im Leibe und den Schenckeln / weil aber seiner Orten keiner ihm helffen können / ist er zu einen von den benachbarten Königen gereiset / umb sich von dessen Medicis curiren zu lassen / da sey alsbald einer der sich vor einen Artzt ausgegeben / oder zum wenigsten davor gehalten worden / dem König zu Fusse gefallen / habe desselben Schenckel mit auffgesperreten Maul / eben als wann er ihm hätte fressen wollen / gefasset / und so lange und starck davon gesogen / daß er endlich wie ein Ochse gebrüllet/ darauff viel Speichel / und sampt denselben einen Ahl aus dem Maul geworffen / und habe der König öffentlich bekandt / solches wäre die Ursache seines Schmertzens gewesen an den Schenckel / nunmehr aber / sey es besser mit ihm worden.

Bald darauf habe sich auch ein anderer Artzt mit offenen Rachen / ebener gestalt an des Königs Bauch gemacht / und nach langen Saugen und darauff erfolgten starcken Ochsen-Brüllen/ einen weissen Stein aus den Maul gespien/der wie eine weisse Rose ausgesehen. Und nachdem er stracks darauff an des Königs krancke Seite mit starcken Saugen ebenmässig angehalten / hat er

end-

endlich etwas wie eine Wurtzel ausgeworffen / welches alles der König und das gantze Volck / als wenn es damit gut richtig und ohn einigen Betrug zugegangen wäre / festiglich geglaubet und für wahr gehalten haben. vide Marchgravius & Barlæus de Brasilia.

LXXXVIII.

Die Guinesische Wasser-Probe.

AN vielen Orten / insonderheit auff der Gold-Küste von Guinea / ist gebräuchlich / daß derjenige / so einer Ubelthat / vorab des Ehebruchs beschuldiget wird / aber nicht klar genug kan überwiesen werden / von den Fetissero oder Priester / der den Außspruch geben soll / ein bitter Wasser zu trincken bekommt. Wil es der Beklagte nicht nehmen / so wird er also bald ohne weitern Bewust vor schüldig gehalten / trinckt er es aber / so saget man / daß / wofern er die Ubelthat begangen / ihm dieses Wasser so auffblehe / daß er endlich zerbesten / im Gegentheil aber / so er Unschuldig / keinen Schaden davon nehmen werde.

Es scheinet dis ein Uberrest von dem alten Jüdischen Gesetz zu seyn / da mit den Eifer-Wasser / eine beschuldigte Person ihre Schuld und Unschuld am Tage legte / wie zu lesen im IV. Buch Mose am 5. Cap. Ob aber das was bey den Jüden darauff erfolgte / hier auch geschicht / weiß der Author (Herr Dampier als aus dessen Reise ümb die Welt part. 2. App. 1. cap. IV. wir dieses genommen) nicht gewiß zu sagen; Es

scheinet aber / daß sie es vor gewiß halten / denn die beschuldigte Person ist insgemein / wenn sie hingeführet wird die Probe zu leisten / so erschrocken / daß sie öffters die in dem Lande darauff gesetzte Straffe / welche ist den Europäern vor Sclaven verkaufft zu werden / lieber über sich nimmt. Der Tranck selbst wird das bitter Wasser genennet / und bey dem geringsten Verdacht / wenn es gleich eine geringe Beleidigung betrifft / gebrauchet.

LXXXIIX.

Das Siamische Reißfressen.

BEy den Heiden in Siam wird das Recht oder Unrecht einer Sache die eines klaren Beweises ermangelt / nicht allein durch Wasser / Feuer und Oel / sondern auch durch Reißfressen erforschet. Mit solchen Reißfressen geht es folgender gestalt zu: Die Pfaffen machen von denselben ein Teich / welchen sie mit vielen Flüchen und Beschwerungen gleichsam durchkneten / denselben müssen die Partheyen hinab schlingen / welcher ihn nicht wieder von sich bricht / sondern bey sich behält / der wird loß gekündigt / und von seinen umbher stehenden Freunden mit Jauchzen und Jubiliren heimgeführet. Den falschen Ankläger / oder also überführten Verleugner verdammen sie / nach dieser Wunder-Probe zur Gefängniß und Folter / in peinlichen Sachen gar zum Tode. Betrifft es aber Rechtshändel / so mag die Probe auch wol durch einen Gevollmächtigten /

ten / doch allemahl vor dem Gerichte / und allem Volck auff öffentlichen Platze geleistet werden.

XC.

Das Virginianische Seiden-Graß.

NIcht allein die Seiden-Würmer spinnen alle Seide / sondern man findet hie und da einiges Gewächs / von den man Seide sammlen kan. In der Americanischen Provintz Virginia wächset ein gewisses Art Graß / welches die Engeländer / so sich daselbst häuffig niedergelassen / Silke grassa oder Seiden-Graß nennen / dieses hat lange schmahle Blätter auff welchen eine gläntzende Substantz wie ein Häutlein wächst / solches wird von den Blättern genommen / und eine gute Seide daraus gemacht. Dieses Graß wächset bey drittehalb Schuh in die Höhe / und bezeugen die Engeländer / daß sie aus besagter weissen Substantz so darauf gefunden wird / sehr gute Seiden grob grün gewircket haben.

XCI.

Das Chinesische Woll- und Leinen Kraut.

SOnsten wächset auch in der Chinesischen Provintz Quangsi / ohnweit der Stadt Cincheu, ein gewisses Kraut Yu genannt / aus welchen die dahiesichen Einwohner ein köstliches Lacken zubereiten wissen / welches fürtrefflicher auch am Preiß viel höher als Seiden ist. Desgleichen ist Ost-Indien / sonderlich aber das Fruchtreiche Land Bengala mit einen besondern Kraut überflüssig

flüssig versehen / welches dünne Adern und Fäsen hat / auff einen Finger dicken Stengel / der wie ein gefülltes weiches Rieht anzugreiffen.

Die Leinwand so daraus gemacht wird / ist mancherley Gattung wird genandt Sarampuras Cassas, Comses, Beatillias, Satoposa und sonst mit andern unzehlich viel Nahmen. Auch haben die Bengalen noch andere schöne Leinwand sehr schön geweben von einem Kraut / welches sie gleich andern Garn spinnen / dieses Garn ist gebleicht / und wird genandt das Kraut von Bengala damit vernehen sie gantz künstlicher Weise die Bett-Tücher / Zelte / Haupt-Küssen / Scheer-Tücher / Tauff-Tücher / gleich wie solche in Teutschland die Ammen / wenn sie die Kinder zur Tauffe tragen / pflegen zu gebrauchen: Die ziehren sie mit Laub- und Blumen-Werck / und mit allerley Figuren die nur zu erdencken sind / daß es ein Wunder zu sehen. Sie sind so köstlich gewircket daß es in Europa schwerlich zu verbessern wäre / imgleichen machen sie auch gantze Stück Leinwand von diesem Kraut / welches auch bisweilen mit Seiden vermengt und durchwircket wird / wiewohl die Leinwand / die aus den reinen Kraut gemachet wird / viel mehr gilt / und in höhern Wehrt ist / denn sie übertrifft die Seiden / an der Schöne und Glantz. Man nennet diese Art Leinwand Sarryn / braucht sie sehr in Indien zu Manns-Hosen und Wämbsern / es läst sich waschen wie die Leinwand / und wird dadurch so schön als ob es neu wäre. Linschot. part. 1. Navigat. c. 16.

Der

Das Königliche Pracht-Fest des grossen Mogols.

DEr Pracht des grossen Mogols, wenn er sich in seiner grösten Herrlichkeit sehen läst/ ist fast unbeschreiblich. Der Autor der so genandten Asiatischen und Africanischen Denckwürdigkeiten/ beschreibet dergleichen Königliche Schauung/ die er selber gesehen mit folgenden Worten: Der König erzeigte sich sitzend auf seinen Thron/ zu unterst des Saals herrlich angekleidet: Sein Talar war von weiß-geblühmten Atlaß/ und mit Gold und Seiden erhebter Arbeit künstlich gesticket. Sein Turbant war von guldenen Zeuge mit einen Vogel wie ein Reiger/ dessen Füsse von Diamanten/ sonderlicher grösse/ mit einem Orientalischen Topas welcher unvergleichlich/ un einen Glantz wie die Sonne von sich gab/ versetzet waren/ gezieret. Ein Schnur von sehr grossen Perlen hieng ümb seinen Halß bis auff den Bauch/ nach der Weise/ wie etliche Heiden in diesen Landen ihr Pater noster tragen. Sein Thron war gestellet auf sechs Seulen oder Füsse/ von lauterm Gold/ und mit Smaragden und Diamanten versetzet. Ich kan nicht recht beschreiben weder die Zahl/ noch den Wehrt dieser überhäufften edlen Steine/ dieweil nicht zugelassen wird/ sich denselben so zu nahen/ daß man sie zehlen/ noch von ihrer Reinigkeit und Wehrt urtheilen könne. Dieses aber kan ich sagen/ daß die Diamanten sehr dick beyeinander sitzen und

daß dieser Thron auf 4. Kouroures von Ropies wie ich hörte den Wehrt nach/ geschätzet wird.

Anderswo rechnet dieser Author daß eine Roupie bey nahe so viel sey/ als eine halbe Krone/ ein Kourour aber / 10000000. Roupies gelte/ daß also der Thron auf 40. Millionen von Roupies geschätzet wird.

Chah Jehan, Aureng Zebs Vater hat denselbē machen lassen/ zu erweisen wie viel Edelgesteine von dem Raub der alten Patanen und Rajas, und von denen Geschencken/ welche die Omrahs jährlich zu gewissen Fest-Tägen überreichen müssen seinen Schatz zukomen seyn. Die Arbeit/ und Kunst/ so an diesen Thron gewendet worden/ ist den Wehrt desselben nicht zu vergleichen; das beste/ so ich an denselben wahr genommen/ sind zweye Pfauen mit Edelgesteinen und Perlen übersetzet von einem Frantzosen und vortrefflichen Künstler/ welcher/ nachdem er viele Fürsten mit Doppeln übervortheilet/ endlich an diesen Hof wo er sein Glück gesuchet/ entflohen. Unter diesen Thron erschienen alle Omrahs in herrlicher Kleidung/ auf einer erhebten Bühne/ unter einen Himmel mit Gold durchwirckten Stück und güldenen Frantzen eingefaßt/ und einen silberneu Geländer umbgeben. Die Seulen in dem Saal waren umbhängt mit Tapezerey von durchwirckten gülden Zeug/ und die Decke über den gantzen Saal war von geblümten Atlaß/ mit rothen Seidenen Schnüren angebunden/ welche dicke Dollen von mit

Gold

Gold vermengten Seiden angeheftet hatten. Der Boden war mit reichen Seidenen Teppichen belegt / in den Hof war ein gewisses Zelt / welches sie Aspex nenneten / und so lang und breit als der Saal war auffgerichtet. Am Obertheil reichte es an dem Saal / und gieng hinab bis auf die helffte des Hofs; Es war mit einen Geländer eingefangen / welches oben mit silbernen Platen beleget. Es trugen selbiges Zelt drey Seulen in der dicke und höhe eines Boht-Mastes / welches auff den Seiten kleinerne Seulen hatte / alle mit silbernen Blech überzogen ; es war roht von aussen / inwendig aber / mit reinen Chittes / oder gemachten Tuch von des berühmten Maslipatano Hand mit so lebhafften Farben gemacht / daß man die Blumen allerhand Art nicht anders ansahe / als wären sie ein hangender lebhaffter Garten. Dergestalt war der grosse Saal vom Amkas ausgeziert und ausgesetzt.

Betreffend die gewölbte Gallerien / davon gesagt worden / welche rings umb den Hof stehen / hatte jeder Omrah im Befehl einen Schwing-Bogen davon / auff seine Kosten auszuzieren : Indem nun ein jeder sich bearbeitete / den seinen am herrlichsten zu schmücken / wurden durch und durch von oben bis unten nichts als güldene Stücke / und auff den Boden die schönsten Tapeten gesehen.

XCIII.

Das Wägen des Königs.

AM dritten Tag des Festes ließ sich der König mit grossen Ceremonien wägen / in grossen Wag-Schalen / und mit Gewichten alles von puren Golde. Ich erinnere mich schreibt der Autor : daß alle die Omrahs grosse Freude hatten / daß der König damahl zwey Pfund mehr woge als des vorigen Jahrs. Er lässet sich aber gegen allerhand Juwelen und Land-Früchte wägen. Alle Jahr werden viererley Festivitäten gehalten / keine aber wird mit so grossen Pracht und Kosten vollenzogen.

Man sagte damahl daß dem Aureng-Zebe dieses Fest so prächtig anzustellen bewogen/damit die Kauffleute / welche mit güldenen Stücken handeln / sich ihres Schadens erhohlen möchten / indem sie die Gewölber derselben voll hatten / und in den 5jährigen Kriegs-Wesen so sie damahls gehabt / ihnen viel so sie nicht hatten verkauffen können / verdorben war. Diese des Ombrahs Unkosten war sehr groß / aber die gemeine Reuter zahlten ihr Theil auch mit / indem die Omrahs nach den Fest ihnen solche Zeuge wieder verkaufften / damit sie ihnen aus solchen lange Röcke solten machen lassen / ob man ihnen aber im Preiß etwas nachgegeben / stehet dahin.

XCIV.

Die vortreffliche Beschenckung so den grossen Mogol an diesen Fest geschicht.

BEy solchen Fest ist ein alter Gebrauch/der denē Omrahs

Omrahs wenig gefällig: nemblich daß sie zu solcher Zeit aus tragenden Respect schuldig seyn / nach Proportion ihrer Besoldung dem König Geschenke zu überreichē. Etliche sind / welche sich trefflich sehen lassen / entweder aus Furcht sie möchten besucht werden / was sie bey ihrem Ampt und Gouvernement / von Raub und unbilligen Pressuren an sich gezogen; oder des Königs Hulde zu gewinnen / und / in Hoffnung ihre Pensionen vermehrt zu haben / verehren sie ihn mit vortrefflichen Geschencken. Etliche (welches gar gemein ist) verehren ihn mit guldenen grossen Geschirren mit Edelgesteinen versetzt / andere mit schönen Perlen / Rubinen / Smaragden / und Diamanten; andere (welches auch nicht ungemein ist) geben ihn ein Anzahl solcher Stück Goldes / welches ein halb Pistolet mögen werth seyn. Und hat einsmahl Aureng-Zebe / nachdem er (währender Zeit dieser Festivität) ausgegangen seinen Vezier Jafer Kan, nicht als einen Vezier sondern als einen Freund zu besuchen / unter dem Vorwand ein Gebäude zu besehen / welches er neulich hatte auffrichten lassen / von diesen Jafer-Kan zum Geschencke von besagten Stücken Goldes den Wehrt von 100000. Cronen / etliche kostbahre Perlen und einen Rubin auff 40000. Cronen geschätzet / übergekommen.

XCV.

Der Perlen-Fang.

DJe kleine Saltz-Insul Ormus / ist der schönen Perlen und des reichen Fanges daselbsten schon vielen Jahren her berühmt gewesen / anjetzo aber geräth er ins Stecken / der Ort aber so sechs Meilen gegen über liegt Bender Gamron genandt / wird jetzund wegen desselben groß und mächtig.

Cæsar Longinus in seinem Extract der Orientalischen Reisen beschreibet den Perlen-Fang umb Ormus folgendender Gestalt:

Des Morgens fahren solcher Schiffe / eine grosse Anzahl von dem Ufer des gemeldten Dorffes auff das Meer / theilen sich auff demselbigen und der gantzen Gegend hin und wieder aus / halten wo sie zufischen begehren stille / werffen aus einem jeden Schiffe zwey oder drey Seile aus / an die etliche schwere Steine gebunden / lassen dieselbe in den Grund der See hinab sincken / und wenn also die Schiffe fest gemacht / hencken sie etliche Knippen von Geißhörner an die Nase / fassen die Nase damit zusammen / schmieren die Ohren mit einen gewissen Oel / welches kein Wasser hinein läst lauffen / hencken einen Sack auff die Seite / und lassen sich also an einen der gemeldten Seile hinab ins Wasser / füllen so geschwind sie können den Sack mit solchen Perlen Austern voll / fangen hernach das Seil an zuschütteln / und geben denen im Schiff damit ein Zeichen / daß sie den Sack voll haben / und wiederüm herauff begehren / derowegen sie denn selbige alsofort in die Höhe und zu sich ins Schiff

ziehen /

ziehen / denn wo solches nicht bald geschicht / müsten sie in den Wasser ersauffen / wie solches dyes den offtmahls geschehen.

Wenn nun einer herauff gekommen / muß ein anderer hinab / bis es sie alle betroffen / und wechseln also bis auff den Abend ab. Wenn sie fleissig sind und einen guten Ort antreffen / so bekommen sie das Schiff von solchen Austern gantz voll. Derowegen wenn es Abend worden / so fahren sie ihren Dorffe zu / und schüttet eine jede Gesellschafft / so zusamen in einen Schiff gefischet hat / ihre Austern auff einen Hauffen / rühren sie aber nicht weiter an / als bis der Fang gantz aus ist / alsdenn setzen sie sich ümb den Hauffen herümb / und machen die Austern ohne grosse Mühe auff / denn sie sind abgestanden und gestorben / und nehmen die Perlen heraus. Wenn solsolches geschehen / schütten sie dieselben in kupffere kleine Siebe / und sonderlich die Runden kauffen die Portugisen / die andern so gar nicht rund sind / werden Aia di Bengala genennet / die dritten / so etwas rund / jedoch nicht gar Aia di Canara, und denn die allergerinste Aia di Cambaja.

Wenn sie nun also unterschieden sind / finden sich etliche erfahrne / die sie schätzen / darauff denn die Kauff-Leute aus allen Nationen hinzu kommen / und sie in wenig Tagen sämptlich auffkauffen.

Mandelslo aber beschreibet den Arabischen Perlen-Fang bey Ormus / oder ein wenig besser hinab bey der Insul Baharein, auff diese Art:

Der Perlen-Fischer verwahret das Haupt mit einer dichten Kappe / woran eine lange Röhr über den Wasser bleibet / durch welche er Lufft schöpffet : Und damit diese Röhr über den Wasser bleibe / wird oben darauff ein Holtz befestiget / alsdenn lässet sich der Fischer mit Steinen gnugsam beschweret / an einem Strick zum Grunde und sammlet die Austern in seinen Sack den er an dem Halse trägt. Hernach wenn er wieder herauff wil / gibt er mit Zückung des Stricks seinen Gesellen der mit einen Boht über ihn hält / ein Zeichen / und wird also wieder aufgezogen. So weit Mandelslo / andere thun hinzu / daß diese Arabische Perlen-Fischer / die dem Athem sehr lange zuhalten vermögen / wann sie sich ins Wasser hinab sencken wollen / den Mund mit Oel anfüllen / daraus sie unter Wasser nach und nach so offt ihnen die Augen tunckel werden / etwas gehen lassen / wodurch sie ein neues Licht oder gute klare Augen bekommen.

Ludevvig de Barthema beschreibet diese Perlen-Fischer also : Es sind sonderliche Fischer die haben kleine Schiffe / und werffen von den Vordertheil des Schiffs einen grossen Stein an einem Strick ins Meer : Desgleichen auch einen vom Hindertheil / welche Steine an statt eines Anckers dienen / damit das Schiff still liege. Einen andern Strick mit einen Stein werffen sie aus bey der Mitte des Schiffs. Alsdenn hanget der Fischer ein paar Tarnier oder Taschen an den Halß / bindet ihm auch einen

grossen

grossen Stein an den Fuß / und lässet sich also 15. Klaffter unter Wasser / bleibet so lange drunten als ihm müglich / sucht solche Austern und Muscheln darin die Perlen sind / und wirfft sie allesampt in seinen Tarnier / schüttelt alsdenn den Stein von den Füssen / und ziehet sich in einen von den niedergelassenen Stricken wieder hinauf.

XCVI.

Der Ceylanische Perlen-Fang.

ALbrecht Heerport ein Schweitzer / hat sich Anno 1666. unter andern Holländern auch nach der Ceylonischen Perlen-Fischerey begeben / davon er in seiner Reise-Beschreibung pag. 218. und aus ihm Happel. in seiner Relat. Curiol. Tom. IV. pag. 117. folgende Bericht abstatten:

In der Insul Ceylon ist eine fürtreffliche Perlen-Banck / die sich an der Ost-Seiten 3. bis 4. Stunden in die See erstreckt / aus welche die Portugisen vor Zeiten einen unglaublichen Schatz gezogen / nachdem aber die Holländer denen Portugisen die Vestung Manarah abgenommen / haben sie nachdem sie die Banck visitirt / und für gut befunden / auch eine Fischerey daselbst angestellt und durch gantz Indien kund gemachet / daß solche ausgehendes Mertzens fürgenommen werden solle ; deswegen Herr von der Laan / als damahliger Verwalter dieser Sachen / nach Manaren geschickt worden. Da denn auff den bestimmten Tag mehr denn 400. Fahr-Zeuge daselbst angelangt / und einen jeden

in seiner Sprach vorgehalten worden/ daß sie 20. Tage für sich / und den einen Tag für die Compagnie fischen mögen. Und zur Contribution solten sie geben / nehmlich die Einwohner von jeden Stein (mit welchen sie sich ins Wasser lassen) alle Tage 8. Fanem / die Frembden aber 16. (deren 12. einen Reichsthaler wehrt sind /) und wenn die Zeit verflossen / sollen sie die Perlen öffentlich allhier verkauffen : Darauff sie den Strand nach Hütten gemacht / so sich von der Kirchen genandt Arripen , bis in die drey Stunden weit erstreckten / darauff sie denn angefangen zum Werck zuschreiten.

Erstlich wurde alle Morgen von den Holländern da der Commendant war / ein Stück gelöset / zum Zeichen / daß sie alle zugleich und keiner vor den andern anfahen sollen. Darauf alsobald die gantze Flott-Schiffe sich in See begabe / wenn sie nun auff die Bancken kommen/welche an etlichen Orten 6. auch 7. Klaffter tieff sind/ machen sie den Korb / darinnen sie hinunter fahren fertig / hencken einen Stein von 30. Pfund schwer daran / und lassen sich damit hinunter/ wenn sie auff den Grund kommen / so brechen sie die Austern ab/ mit einen darzu gemachten Instrument (sitzend so fest auffeinander als eine Mauer) und wenn sie den Korb voll haben / begeben sie sich in die Höhe / hernach wird der Korb so an einen Seil gebunden / auch hinauff gezogen / das Wasser ist so klar / daß man sie gehen und wie sie die Austern abbrechen / sehen kan) es geschicht

aber

aber etliche mahl/daß sie in dem Wasser todt bleiben / wegen des starcken und ungesunden Gestancks der Austern in Kranckheit fallen und denn ertrincken : Wenn sie nun ihre Schiff voll haben / kommen sie an Land und legen die Austers in den Sand / daß sie durch die Sonnen-Hitz verfaulen / daraus ein solcher gifftiger Gestanck entsteht / welches grosse Kranckheiten verursachet / daß viele an den hitzigen Fieber und Hauptwehe sterben müssen ; Zu dieser Zeit sind innerhalb 6. Wochen bey 500. Persohnen gestorben / theils an dem heissen von diessem Gestanck entspringenden Fieber / theils denn auch wegen des Wassers welches das Volck dazumal trincken muste / daß es von Leim und Moder / so weiß war als Milch / denn man kein ander süsses Wasser / und auch dieses leimichten nicht einmahl daselbst gnug haben kunte / wegen die Viele des Volcks / welches damahls geachtet würde sampt Weib und Kindern auff 200000. Persohnen / welche sämptlich auff einen Platz das Wasser hohlen müssen ; es war ein Weyer / welcher in die Mitte eines Spiesses tieff und in die Ruude bey einer halben Stunde weit war / daraus in den sechs Wochen so wir allda verblieben / so viel genom̃en / und getruncken worden / daß hernach ein Mann hindurch gehen kunte.

Um diese Gegend des Landes hatte es bey 2. Jahr lang nicht geregnet / als eben damahls / und nicht mehr als eine Schutte / dannenhero die Erde so trocken war / daß das Wasser gleich

als

als auff einen Stein darauff stehen blieb / welches wir alsobald aus den Gruben ausgeschöpfft und getruncken ; so uns denn ein wenig wiederumb erqvickte.

XCVII.

Die Verkauffung dieser gefangenen Perlen.

WAnn nun die Austers bey 10. Tagen an der Sonnen gelegen / so öffnen sie sich / und ist alsdenn das inwendige Fleisch der Austers verfaulet / so / daß man die Perle gleichsam bloß darin liegen findet ; Es sind aber nicht in allen Austers Perlen / denn man offtermahlen 20. aufthut / daß nicht eine Perle darin ist / hingegen findet man auch offt 20. Perlen in ein Auster / hernach wird ein Platz geordnet / die Perlen zu verkauffen / da sich denn auch frembde Kauff- und Handels-Leute einfinden lassen ; Es hat ein jeder der Perlen zu verkauffen hat / neun Meßinge Siebe / deren eins grösser Löcher hat als der ander / welche Perlen nun durch die kleinsten Löcher fallen / die werden für Perlen-Staub bey dem Gewicht verkaufft / die andern werden schon taxirt / als die so in der grösse eines Hanfs-Korns / sind / werden ümb 2. Fanen verkaufft / die andern höher und so fort an / bis auff die so in den grösten Sieb bleiben / die werden für Schatz gehalten / also daß dieselben nicht wie andere gewürdiget / sondern den höchstbietenden verkaufft werden / in-insonderheit wenn sie rund und ohne Flecken sind /

die

die grösten die damahl sind gefangen worden/waren in der grösse einer gemeinen Hasel-Nuß / welche dazumahl auff diesen Platz umb 80. Rthalr. sind verkaufft worden.

Nachdem nun der Kauff vorüber / sind die Schiffe / etliche mehr mit todten und krancken Menschen / als Perlen wiederüm verseglet.

Und werden dannenhero nicht vergebens die Perlen alldort so wol als in der gantzen Welt / so köstlich geachtet / dann es so vieler Menschen Leben kostet / die üm derselben willen in eine solche Tods-Gefahr sich begeben / und elendiglich verderben müssen.

XCVIII.

Der Barmische Perlen-Fang.

DEr Herr Thevenot in seiner Ost-Indischen Reise beschreibet denselben also: Dieser Fang gehet gegen dem Ende des Junii an / und währet bis zu Ausgang des Septembris. Umb solche Zeit finden sich ümb Bahrem herüm über zwey bis drey tausend Barquen mit lauter Arabischen Fischern / welche ein jeder für sich dem Fürsten / denn sie unterthan sind / vor die Verstatung des Fanges eine Steuer zahlen / und über dieses entrichtet jedwede Barque dem Sultan oder Gouverneur zu Bahrem jährlich mit funfzehen Abassis. Der König von Persien bekommt nichts von dieser Einnahme / denn sie gehöret vor die Mosquéen. Nur die Perlen insgesampt welche ein halb Medicat und drüber wägen / stehen ihm zu / jedoch

gibt

gibt er auch dem Fischer der ihm dergleichen bringet / aus Freygebigkeit annoch ein anständiges Geschencke. Wenn es aber geschiehet / daß einer dergleichen Perlen unterschläget / und selbige ausserhalb seinem Reiche / und wäre es am Ende der Welt zu verkauffen sich erkühneten / so erfähret es der König bald durch seine heimliche Kundschaffer / und läst / umb sich desfals zu rächen / die sämptliche Familie und Anverwandten des Fischers bis auffs siebende Geschlecht / so wol Weiber als Männer umbbringen.

Eine jede Barque hat ihre Leute zum hinab fahren ins Meer / die Muscheln oder Perlen-Mutter auffzulesen / und die andern ziehen sie heraus / denn es sind nicht alle Täucher. Die Barquen gehen auff 15. 20. und 30. Meilen weit von Bahrem längst der Seite hin / und wenn sie an einen Ort kommen / wo sie meinen einen guten Fang zu thun / werffen sie Ancker auf 5. Klafter tieff / darauff machen sich zweene Wassertreter fertig / auff jeder Seiten einer die Perlen-Mutter auffzusammlen. Alle ihre Zurüstung bestehet im Auskleiden und Anlegen / eines sonderlichen stück Horns / welches wie ein Zänglein gespalten ist / und von solchen Leuten allezeit an einer Schnur am Halse getragen wird. Ehe sie ins Wasser gehen / setzen sie es wie die Brillen auff der Nasen / und dasselbe drücket ihnen die Naselöcher so fest zusammen / daß das Wasser nicht hinein kommen kan / sie auch nicht vermögen durch die Nase Othem zu schöpffen. Nebst dieser Zubereitung

reitung verstehet sich noch ein jeder Täucher mit einen ziemlichen grossen Steine/ den er an einen langen Strick bindet/ wie auch mit einem Korbe/ den er gleichfals an einen andern Strick anmachet / und indem der Strick mit dem Steine zwischen den Zähen eines Fusses durchgehet / und er in die Hand den Korb nimpt / läst er die Ende von beyden Stricken in der Barque, und tauchet sich ins Meer. Der Stein bringt ihm alsbald zu Boden / allwo er nach beschehener Dahinkunft den Strick / woran der Stein gebunden ist/ von seinem Fusse loß machet / denn die in der Barque wieder hinauff ziehen/ und ohne Verliehrung der Zeit alle Perlen-Austern / die er siehet/ geschwinde auffliesset / solche im Korb leget / und wenn derselbe voll ist/ wieder in die Höhe kömmt. Die andern ziehen den Korb heran / immittelst er oben in der Barque ein wenig aus ruhet/ Athem schöpffet / und eine Pfeiffe Toback schmauchet. Nach diesem verfähret er auff eben die Art wieder/ und continuiret also von früh 8. Uhr an bis 11 / isset darauff mit seinen Gesellen Datteln / welche ihre gewöhnliche Speise ist / kehret gegen Mittag wieder in die Tieffe / und gehet noch bis 3. Uhr Nachmittage auff und nieder / nachdem er sich nicht weiter ins Wasser begiebt / weil es zu kalt wird. Wenn sie in der Barque eine gute Quantität solcher Perlen-Mutter beysammen / so fahren sie zu Abladung derselben / damit zu einer Sand-Banck / und machen sie allda auff / indem ein jeder hierzu ein besonders Eisen hat ; Der

Herr

Der Herr solches Handels gibt genau Acht auff sie / damit keiner einige Perle verpasse / in welchen sie sonst sehr schlimm und fertig sind / selbige hernach ümb ein geringes verkauffen / und so lange als das jenige währet / was sie vor solches Entwendete bekommen / durch kein Mittel wieder zum Perlen-Fang zubringen sind. So viel von den Ost-Indischen Perlen-Fang / zu einer andern Zeit wollen wir auch der West-Indianischen Perlen-Fischerey gedencken / vor dißmahl aber nur noch mit wenigen besehen:

XCIX.

Die Erzeugung der Perlen.

DJevon berichten nun die jenigen / welche die Perlen Insuln beschrieben / folgendes: Wañ es im April viel Regen gibt / so findet sich ein gewiß Geschlecht Austern / die erheben sich auf das Meer-Wasser / thun sich auf / empfangen und fassen etliche Tropffen von dem Regen / in ihren inwendigen Theil hinein / schliessen sich hernach wieder zu / und sincken auff den Boden zurück / und solche Tropffen werden hernachmahls alle zu Perlen.

C.

Der Könige in Indien wunder seltzame Ehren-Titul.

DJe Könige in Indien habē alle durchgehends wunderliche Ehren-Titul. Unter allen thut sich sonderlich herfür der König zu Achem, der sich schreibt: König über alle Welt / die von GOtt gemachet

gemachet ist / dessen Leib gläntzet als wie die Sonne im Mittage / ein König den GOtt lässet scheinen vollkommen zu seyn / wie der Mond / wenn er voll ist / König von GOtt außerkohren / König der vollkommen ist wie der Nord-Stern / König über alle Könige / Kind oder Kindes-Kind des grossen Alexanders / König für welchen alle Könige das Haupt müssen neigen / und sich unterwerffen / König der so verständig ist als eine vollkommene runde Kugel / und glückseelig wie das Meer / König der GOttes Sclave und Knecht ist / der GOtt siehet / der alle Menschen lässet sehen daß GOtt gerecht ist / und ein Fürsteher der Göttlichen Gerechtigkeit ist / ein König von GOtt gesegnet / König der alle Menschen ihre Schandflecken bedecken kan / und alle ihre Missethaten vergeben / König unter welches Schatten alle Sclaven ihre Zuflucht nehmen / König der vollkommen ist in allen Rathschlägen über alle Völcker / ein König der seinen Unterthanen viel gutes thut / König der aller Welt nütze ist auff dem Erdboden / von desselben Fußsohlen ein schöner Geruch gehet über alle Könige / König dem GOtt der Allmächtige / seine Gold-Minen verliehen / die sehr sauber und rein sind / dessen Augen leuchten wie der Morgenstern / der auch besitzet den Elephant mit Zähnen / den rothen / bunten / schwartzen / weissen und gesprenckten Elephant / der mehr einen Weiblein als Männlein gleichet; wie auch den Zwitter-Elephant / König dem GOtt der Allmächtige gibt Kleidung zu den Elephanten / mit

Gold und Edelgesteinen geschmücket / nebst einer grossen Anzahl Fecht-Elephanten / mit eisern Streit-Wehren auff den Rücken / deren Zähne mit eisern Mallolen und kupffern Schuhen gewaffnet sind / König dem GOtt der Allmächtige gibt Rosse mit güldnem Schmuck / edlen Gesteinen und Smaragden versehen / nebenst vielen tausend Pferden zum Kriege ausgerüstet / herrlicher Hengsten aus Arabia, Turkey, Catti und Balacki: König dessen Gebieth sich über Süden und Norden erstrecket / König der ich günstig bin denen die mich lieben / und Freude gebe denen Betrübten / König der alles kan fürzeigen was GOtt erschaffen hat / König den GOtt gesetzet hat über alles zu regieren / und alles auff dem Thron Achem sehen zu lassen.

Der König zu Siam gehet aber doch noch höher / und pranget weit über andere Fürsten / deñ also lautet der Eingang seines Briefes an den Printzen von Oranien / Herrn Fridrich Henrich Sehl. Gedächtnis geschrieben im Jahr 1636.

Diß ist ein güldner und schrifftlicher Brieff von Verbündniß und Freundschafft voll Göttliches Glantzes / ja der allerfürtrefflichste begreifend alle weise Wissenschafften / der glückseligsten / als in der Welt bey Menschen nicht ist / der beste der im Himmel / auff Erden / und in der Höllen seyn mag / die grösten süssesten und freundlichsten Königlichen Wort / deren kräfftig lautende Eigenschafften und herrlichen Ruhm der-

massen

massen den Erdboden durchlüchtet / als ob durch Göttliche Krafft die Todten auffstunden / und wundersame Weise / von allen geistlichen und leiblichen Beflecknngen gesaubert würden / worob sich nicht allein die Priester / sondern auch die Kauffleute und alle dienstbahre Menschen mit sonderlicher Freude verwundern / also daß hiemit einige Würdigkeiten keine Gleichniß nicht haben. Dann wer ist solch ein Durlauchtigster / Mächtigster / und unüberwündlichster Herr / als ich ? von hundert und einer Königlichen güldenen Krohnen / mit neunerley edlen Gesteinen versetzet. Obergebieter (dann wir schlagen die Gotteslästerlichen Titel fürüber) des edelsten und grösten Reichs Siam, der Glantz der schönsten Stadt India / deren mannigfaltige Zuwege voller Menschen Kriebeln / und die oberste Haupt-Stadt der Welt ist / ausgezieret mit der allergrösten Köstlichkeit / und den herrlichsten Auen / dessen Herrscher seinen Pallast von Gold und Edelgesteinen hat. Ein Herr der güldnen Thronen / auch des weissen / rothen / und rund geschwäntzten Elephanten / welche drey fürtreffliche Reise Thiere der grosse GOtt sonst niemand gegeben hat : Ein Göttlicher Herr / in wessen Land das sieghaffte Schwerdt beruhet / und der den viergearmten GOtt des Krieges gleich ist.

Der grosse Mogol wird ebensfals mit einem prächtigen Titul beehret / welcher sich also anfängt : Der Mächtigste des Erdbodens / Gebieter der Welt / grosser Monarch / höchste Majes-

stät / gläntzender Fürst / unter den Grossen / &c. Denn sie hegen die thörichte Meinung / daß umb sein Haupt und Tulband ein Glantz wie der güldnen Sonnen / strahlet. Baldæi Malabar und Choromandel. c. 5. pag. 23. & 24.

Des

Raritäten-

Cabinets/

Ost-West-Indianischer/ und Außländischer Sachen/

Zweytes Hundert.

Vorstellende

Die raresten Denck- und Merckwürdigkeiten / so sich in Japan, China, Siam, Malabar, Choromandel, Pegu, Java, Indostan, Brasilien, Mexico, Peru, Guina, Congo, Tartareyen und andern Ländern finden/begeben/ oder zugetragen haben.

I.

Die Götzen-Wache des grossen Dairo in Japan.

DEm Dairo, oder Japanischen Pabste / als welcher nechst dem Käyser / der höchste in allen Japanischen Reichen / müssen drey hundert und fünf und sechzig Abgötter

er in seinen Pallast stehen hat / die Wache halten. Alle Nächte wird einer von diesen Abgöttern vor sein Bette gesetzet/damit er für des Dairo Wohlstand Sorge trage.

Da ihm aber einiges Unheil begegnet/ wird der Abgott der die Nacht-Wache gehabt mit Prügeln tapffer abgeschmieret: (wie weh es den armen Teuffel thun muß steht leicht zu erachten.) Bey dieser Straffe bleibt es nicht/ der arme Götze wird über das hundert Tage aus des Dairi Schlosse gebannet. Nach Verlauff aber dieser hundert Tage / wird der ausgebannete Götze wieder eingeholet / und an seine vorige Stelle gesetzet.

Eben diese Gewohnheit hält auch der oberste Priester Ninxit, sonsten auch Jako oder Xako genennet / dieser hält ebenmässig zu Meaco mit drey hundert und fünf und sechzig Götzen-Bilder wie der Dairo seinen Hof-Stat Montanus.

II.

Das Virginianische Eichel-Brodt.

Es gibt in Virginien ungemein viel Eich- und Nuß-Bäume / damit nun diese Eicheln nicht umbkommen / pflegen die Virginianer dieselben etliche Stunden lang/ und zwar in unterschiedlichen Wassern zu kochen / und machen hernach ein wohl riechendes Oel darauß / mit welchen sie den Kopff / die Gelencke und andere Glieder wenn sie opffern wollen / salben. So ist das Brodt auch eines angenehmen Geschmacks / das von solchen

Eicheln

Eicheln / welche gantz weiß und süß sind / gebacken wird.

Man findet auch Eichel Brodt in der Barbarey woselbst die Bäume lichtbraune länglichte Eicheln tragen / die aber angenehmer und süsser seyn sollen als die besten Castanien. Joh. Jonston Tavmatographia Naturali Class. 5. de plantis.

III.

Der Sinesische Talg-Baum.

BEy Kinhoa in der Landschafft Chekiang, wächset auff Bäumen eine Fettigkeit davon Kertzen oder Lichter / eben wie von Unschlit oder Talg gegossen werden / die überaus schön und weiß sind / und die Hände im Angreiffen nicht beschmieren / auch keinen Gestanck wenn man sie ausbläset von sich geben / der Baum ist ziemlich groß / gleichet mit Blättern und Gestalt unsern Birn-Bäumen / und bekommt eine weisse Blüth wie unsere Kirsch-Bäume / daraus werden runde Beerlein / so groß wie Kirschen / und mit einer dünnen schwartzen Haut bekleidet / dero Inwendiges weiß ist / und sich sehen lässet wenn die Beerlein reiff worden / und die Haut gespalten. Diese eingesammlete Frucht wird von denen Sinesern gekocht / wodurch ihr Inwendiges in lauter geschmoltzen Fett zerfliesset / welches hernach wenn es erkaltet wie Talg zusammen lauft und wieder hart wird. Daneben hat diese Frucht in der Mitte einen Saamen oder Kern der voll Oel sich befindet / und wie Oliven in Europa geweicht und

gepresset wird/ dz Oel aber gebraucht man in Lampen uñ nicht zur Speise/ die Blätter dieses Baums so ebenmässig eine Fettigkeit bey sich haben / sind ein gutes Futter für die Schaafe und Kühe/ welche dieselben begierig essen / auch sehr wol damit gemästet werden. Neuhoffs China p. 367.

IV.

Die Heyraths-Ceremonien der Japaner.

IN dem Königreich Japanien ist es nicht gebräuchlich / daß ein Mannes-Bild ümb eine Weibes-Person werbe oder freye / sondern alle Heyrathen werden von beyderseits Eltern vollzogen / sind aber die Eltern gestorben / so betrifft dieses Ampt die nähesten Bluts-Freunde. Die Weiber bringen keine Morgen-Gabe zu den Männern / denn sie können durchaus nicht leiden / daß die Frau den geringsten Anlaß zur Hoffahrt haben möge.

Sie pflegen von dem Weiber-Volck offt zu sagen / ein Weibes-Bild hat die gantze Zeit ihres Lebens keine eigene Wohnung. Denn weil sie jung ist / lebet sie in ihrer Eltern Hause / wenn sie heyrahtet bey dem Manne: Wenn sie Wittwe wird bey ihren Kindern. Die armen Adelichen lassen sich nimmermehr bereden / und wenn sie auch kaum das trockene Brodt zu essen hätten / daß sie einen Bürger heyratheten / und wenn er auch schon der Reichste wäre / so viel halten sie von ihren Adel. Wenn die Weiber den Männern

nern nicht mehr gefallen / so können sie sich ohne alle Schande von denselben scheiden / wenn sie gleich nichts böses gethan habē. Weil deñ die Frauen so schlechte Freyheiten haben / und leichtlich können verstossen werden / so bemühen sie sich äusserst daß sie ihrer Ehe-Herrn Sitten wohl erkündigen / sich in ihre Weise schicken / und ihnen mit allen uur erſinnlichen Liebkosungen entgegen gehen.

Solte nun einer Frau mercken / daß ihr Herr nicht mit ihr zufrieden / so läst sie es wohl bleiben daß sie ihn gleiches mit gleichen vergelte / oder ihn anfahren und ausschelten solte : Sondern sie befleissiget sich vielmehr ihren Unmuth zu verhehlen / hütet sich / daß sie ihn nicht mit einen unfreundlichen Blick empfange / und sinnet Tag Nacht darauff wie sie ihn mit ihren Zucker-süssen Beywohnen und willfärtigster Auffwartung begütige / und in ihrer Liebe erhalte. Uber dieses so ist zu wissen / daß alle Weibes-Bilder von jugend auff also abgerichtet seyn / daß sie sich in Bürgerliche Händel und Regiments-Sachen nicht einmischen / auch weder ihre Männer darum fragen / noch vor andere etwas ausbitten. Denn sie wissen / daß / so bald sie davon anfiengen zu reden / so würde der Mann augenblicklich mit Unwillen aus den Frauen-Zimmer gehen. Welche Unlust sie mehr als sonst etwas zu vermeiden sich bemühen. Wenn man die Japanier fraget / warumb sie ihre Weiber so strenge halten ? so geben sie dessen doppelte Ursache.

Erstlich sagen sie / sey das Weib darum gebohren / daß sie dem Manne diene / ihm in seiner Arbeit und Sorge erqvicke / Kinder zeuge und aufferziehe. Vors andre hätten die Weiber vormahls bey ihrer Freyheit viel traurige Händel angerichtet / davon noch alle ihre Historien zusagen wüsten. Wären also aus Erfahrung klüger worden / und hätten die Gelegenheit zu solchen grossen Ubel aus dem Wege geräumet / daß sie keiner das geringste von den jenigen Sachen vertraueten / so die Regierung angienge. Bernh. Varen. Beschreib. des Königreichs Japanien. cap. 12.

V.

Das Chilische Kraut-Brodt.

IN der See-Gegend des Landes Chili, wächset ein gewisses Kraut / wie unsere Wegwarten gestaltet / welches myn Luce nennet / dasselbe enspriesset aus den Felsen wie andere Pflantzen aus der Erden wachsen. Im Frühling wird es gesammlet / wenn es am höchsten gewachsen ist: Und nachdem es an der Sonne getrucknet / macht man grosse Brodt daraus / welches man in der Gegend vor ein Lecker-Bißlein achtet / absonderlich in Peru, Cujo und Tueumana, weil es andern Speisen vor Gewürtz und Confect dienet. Alotiso d'Ovaglie l. 1. c. 16.

VI.

Der Cingalesen Natur / Tracht Haußhaltung und andere Sitten.

Philippus

PHilippus Baldæus so sich etliche Jahr als ein Prediger der Niederländischen Ost-Indischen Compagnie in Ost-Indien auffgehalten / statet von dieser Nation in seiner Beschreibung vom Malabar, Choromandel und Zeylon, cap. 49. pag. 415. 416, 417. 418. folgenden Bericht ab.

Die Cingalesen sind artig / geschickt / und haben guten Verstand in allen Handwerckern / als in Gold / Silber / Helfenbein / Ebenholtz / wie auch in Eisen zu arbeiten / Waffen zu schmieden / und solche mit Silber künstlich einzulegen / sind wohl beschwätzt / hurtig auff den Beinen / im Krieg erfahren / und zum Streit wohl abgerichtet / nüchtern und wach. Sie marchiren im Kriege nur eintzelen / Mann auff Mann / weil die meisten Päße enge sind / tragen Knebelspiesse / und haben kleine Trommeln / die gleichwohl ein grosses Gethön und starcken Laut geben / so / daß man den Schall auff drey Meil im Gebirge hinein hören kan / sie dienen sehr wohl einen Uberwundenen Feind vollends matt zu machen / und selbst nach dem Tode noch tödtliche Stiche zu geben / ihnen viel zu vertrauen ist nicht rathsam / gleichwol weil sie listig sind / muß man sie nicht verachten / welches sie auch gar nicht vertragen können / nachdem sie zumahl durch die Portugisen und andere Europäische Völcker zu klug gemacht werden.

Es wird bey ihnen Blut-Schande gering und für keine Sünde gehalten: denn wenn die Männer / von ihren Weibern ziehen / befehlen

sie

ſie dieſelben jedweder ſeinen Bruder / ům in ihren Abweſen ihnen die männliche Pflicht zu leiſten.

Die Cingaleſen ſind bey nahe von Geſtalt wie die Malabaren mit langen offenen Ohren / doch ſind ſie von Farbe ſo ſchwartz nicht / ihre Kleidung und zwar der Männer iſt ein Wammes von Tuch oder Leinwand / unten haben ſie ein Leinen Kleid / durch die Beine gezogen / unſern Hoſen nicht ungleich / auff den Haupt trägt / wer was von Anſehen ſeyn wil / eine rothe Rovaniſche Mütze / welches bey ihnen eine groſſe Sache iſt / die Ohren ſind mit Ringen und Edelgeſteinen geziehret / ſie tragen an den Seiten ein Gewehr mit einer breit-geflam̃ten Klinge / uñ ein Gefäß von Silber / Helfenbein / oder Gold. Der gemeine Mann läufft meiſt nackt / ausgenommen die Schaam / die ſie mit einen leinen Vorkleid bedecket haben / das Frauen-Volck gehet mit den Brüſten bloß / ſind von Leib und Gliedmaſſen wohlgeſtaltet / ſie gebrauchen keines äuſſerlichen Zieraths an dem Haar / wiſſen aber / daſſelbe Hinten auff dem Haupt wie eine Haube zu formiren. Um den Halß haben ſie guldene oder ſilberne Halsbänder / auch Ringe an den Fingern und Zehen der Füſſe.

Sie die Cingaleſen halten viel von guten Tagen / und wenig von der Arbeit / immaſſen die Malabaren auch thun / ſind wollüſtig / und prahlen ſehr auff ihr Geſchlecht. Sie nehmen ſo viel Weiber als ſie ſich getrauen zu ernehren.

Sie

Sie lassen ihre Töchter frühzeitig heyrahten/ in dem 10 oder 11ten Jahr/ und ist dieser Nation solches unmöglich auszureden / weil sie wegen der Jungfrauschafft ihrer Bräute wollen versichert seyn.

Ihre Todten verbrennen sie nach der Heiden Weise. Sind wohl und nett in ihrer Haußhaltung / gebrauchen zu ihren Tellern und Tisch-Tüchern Blätter von Feigen-Bäumen / ihre Löffel machen sie von alten Kokos-Nüssen / trincken aus Gorgoletten, welches sind erdene Kannen mit Röhren gemacht / die sie nicht an den Mund setzen/ sondern nach der Mohren Weisen den Tranck in den offenen Halß lauffen lassen/ sie halten sehr auff ihr Geschlecht / und werden nicht leicht mit jemand essen oder trincken der von geringer Herkunfft / inmassen denn auch viel von dieser Nation mit ihren eigenen Frauen deswegen nicht essen bißher. Baldæus, wer aber eine Außführliche Beschreibung von dieses Landes und seinen Einwohnern Natur/Sitten/und Gewonheiten verlanget / ꝛc. der lasse sich recommendirt seyn Robert Knoxen Histor. Erzehl. von der Insul Ceilon.

VII.

Der sonderliche Brasilianische Fisch-Fang.

DJe Brasilianischen Menschen-Fresser / oder Wilden / fangen die Fische mit einer sonderbahren Art Baum-Rinden / welche sie an den Ort da

da viele Fische verhanden sind ins Wasser werffen/ da denn dieselbe also eingeschläffert und ihnen zu Theil werden. Piso in Mantissa Aromat. p. 171. Marchgravius de Brasilia lib. 3. Francisci Ost-Indian. Lust-G. pag. 681.

VIII.

Die unverschämten Raben.

IN denen Indianischen Landstriche Bengala und Arakan/ halten sich gewaltig viele Raben und andere Raub-Thiere auff/ welche so kühn sind/ daß sie sich auff den Rücken des Büffels setzen / denselben erstlich das Haut/ hernach aber grosse Stücke Fleisches herab picken und fressen/ also daß diese arme Thier sich offt mit den Schwantz vergeblich wehren / vielmahls aber ihnen gar lebendiges Leibes zu Theil werden. Walther Schultz , part. 3. Bl. 205. seiner Ost-Ind. Reise.

IX.

Der unglückliche Heidnische Wunder-Pfaffe.

IM Jahr 1587. hatten die Portugisen ihr Lager geschlagen in dem Gebieth eines ihnen nunmehre verpflichteten Mohren-Fürsten / zu eben dieser Zeit fiel eine so grosse Theurung ein/ daß man allenthalben umb Brodt und Regen schrye / und doch von beyden nichts erhalten kunte. Aber siehe / bald that sich hervor ein Götzen-Pfaffe / ein Zauberer / welcher sich gantz stoltz und verwessen vernehmen ließ / mit seiner Kunst

den

den gewünschten Regen zu schaffen / daß man glauben solte / seine Macht wäre den göttlichen Willen nicht unähnlich. Das Volck versammlete sich demnach in grosser Menge auff den freyen Felde / da nicht ein trübes Wölcklein am Himmel war / welches ein Vorbothe oder Anzeige des Regens hätte seyn mögen. Er aber stellete sich mitten in den Hauffen / begunte seine Schellen oder ander Zauberzeug zu rühren / zu hüpffen / und weiß nicht was für Worte im Mund unter den Zähnen zu murmeln. Dis wärete fast eine halbe Stunde / als sich uhrplötzlich ein schwartzes Gewölck am Himmel sehen ließ / und ein Wetter zusammen zog / und so erschrecklich zu donnern und zu blitzen anfieng / daß jedermann vermeinte / dieses Wetter / würde unfehlbahr einen ungeheuren Platz-Regen ausbrechen. Die Portugisen waren mit grossen Verlangen des Anfangs gewärtig / das Volck aber preisete die Macht ihres Götzen-Pfaffen / und er selbst von diesen Hoffarts-Winde gantz auffgeblasen / begunte der Christen zu spotten und ihren Glauben zu verachten. Das wilde Wetter nahm inzwischen immer zu / und flogen die Donner-Keile mit erschröcklichen Gereusche und Krachen / bald auff diese / bald auff jene Seiten / daß den Zusehenden die Glieder schaudderten / und die Haare zu Berge stunden. Endlich fiel ein Feuer-Strahl auff den Zauberer / und nahm ihn den Kopff so glatt vom Rumpff hinweg / als wäre jer mit dem Schwerdte abgeschnitten worden / dieses so erschröckliche Schau-Spiel

machte

machte das heidnische Volck von ihrem Halb-Gott weit ein anders glauben/ als er ihnen vorgeprahlet hatte / versagten demnach seine Lehre und liessen sich in den Christenthumb unterrichten. Die Anzahl der Gläubigen nahm hernachdermassen zu / daß Anno 1590. über 20000. Rechtgläubige Christen in Angolo gezehlt wurden. Cornel. Hazart. Hist. Ecclesiast. Africa. part. 2. c. 14. pag. 155. & seq.

X.

Die Cingalesische Dresch-Art.

WEnn die Cingalesen dröschen wollen / so erwehlen sie in der Nähe ein rund Stück Feld/ ohngefehr 20 oder 25 Fuß breit / nehmen den Rasen ab / bestreuen es mit Aschen / legen allerhand Gauckeley in die Mitte/ welche sie mit einen breiten Stein bedecken / hernach bringen die Weiber deren Ampt es eigendlich ist / jedwede ihre Bürde von geschnittenen Korn auff dem Kopffe / gehen dreymahl ümb die Tenne herümb / und werffen sie alsdenn nieder. Darauff tragen sie ohne einige weitere Umbstände auch das übrige Korn hinein/ so geschwinde als sie können. Hernach binden sie drey Ochsen zusammen / treiben solche stetig in der Runde herumb / und auff solche Art werden die Hülsen-Früchte bey ihnen von denen Ochsen ausgetreten. Knox Hist. Erzehl. von der Insul Ceilon. lib. 1. c. 3. pag. 21.

XI.

Wie die Japaner ihr Papier bereiten.

ES wächset in Japanien ein sehr dicker Baum

Canschy

Canschy genandt / welchen sie gantz auff der Erde abhauen / darnach wachsen aus dem Stamme junge Auffschößlinge / deren Stiele / wenn sie Daumens dich gewachsen / wieder abgeschnitten / und in grosse Bündel gebunden werden / die drey Schuh hoch und so dick sind / daß sie ein Mann mit ausgereckten Armen kaum ümbfassen kan. Hernach werden diese Bündel / mit dem Ende davon sie abgeschnitten / auffrecht in einen Kessel gesteckt / Wasser darauff gegossen / Feuer darunter gemacht / und so lang gekocht / bis die Rinde abgehet. Hernach werden sie umbgekehrt / und mit den andern Ende im Kessel gestecket / und eben auff diese Weise gekochet / wenn das geschehen / werden die weichen und abgeschelten Rinden fleissig zusam̃en gelesen / und getrocknet: Das Holtz aber verbrennet / wenn sie nun trocken sind / werden sie abermahl mit der Asche des Holtzes und Regen-Wasser in einem Kessel vier und zwantzig Stunden lang gesotten / darnach werden die Rinden wieder heraus genom̃en und gantz rein gesäubert von aller Aschen / daß nichts daran kleben bleib / und darauff zum dritten mahl mit reinem Wasser in einem reinen Kessel abgekocht / und mit einem reinen höltzernen Stabe fleissig ümbgerühret / bis gleichsam ein Brey davon wird. Hernach saubert man noch das Schwartze so daran klebet / damit der Brey gantz weiß scheine / welcher ferner in höltzernen Mörseln mit höltzernen Stempeln zustossen / wieder heraus genommen und in viereckte Kästlein ge-

than / zugedecket / grosse Steine darauff geleget / und das Wasser heraus gepresset / die Materie auff kupfferne Form getragen / und im übrigen wie die Papiermacher bey uns damit tractiret / und verfahren wird.

XII.

Die sich in Vogeln verändernde Raupen.

DEr gelahrte Amsterdammische Medicus G, Piso lib. 1. Hist. nat. berichtet / daß unter den Brasilianischen Raupen einige gefunden werden / so sich nicht nur / wie viele andere in Sommer-Vögel oder zwiefalter (Papiliones) verwandeln / sondern die sich in solche anmuthige Vögelein verändern / welche von den Einwohnern Guainumbi / von den Niederländern aber / Blumen-Specht genandt werden / und vor die allerschönsten Vögel in gantz Brasilien geachtet werden. Man zehlet in gantz America siebenerley Arten von solchen Vögelein / welche von den allerschönsten / insonderheit von Gold- und roth-gefärbten Federn dermassen lieblich ausstaffiret / daß der allerkünstlichste Mahler / mit aller seiner Kunst / verstummen und zurücke treten muß.

Es haben diese Vögelein einen gar geschwinden Flug / daß mans mit den Augen kaum begreiffen kan: Die Bewegung ihrer Flügel ist fast so schnell / als an den grossen Himmel. Sie sind nicht grösser / als eine gemeine Heuschrecke / und dabey so leicht daß sie können 20. Gran wegen. Die Schnäbel sind sehr zart / aber bey den

einen

einen Geschlecht länger / als bey dem andern. Das Zünglein ist dünn und gespalten / so schmal als ein seidener Faden / hiemit saugen sie den Thau aus den Blumen.

Man findet sie am häuffigsten in den Wäldern / fürnehmlich bey früher Morgenzeit / wenn die Blumen mit dem Thau angefüllet / alsdenn machen ste ein grosses Geräusch und Geschnatter / doch nicht mit singen / denn sie ruffen nur wie ein Sperling. Ihr kleines Nestlein bauen sie auff dem Baum-Zweigen / bereiten es aus einer Art von Baumwollen / und legen schnee-weisse Eyer darin / wiewohl gemeiniglich nur zwey / deren keines gröſſer als eine Erbs. Die Füsse sind überaus subtil / schwartz / mit vier Klauen / welche wie eine Nadel zugespitzt sind. Sie leben nicht lange wenn sie gefangen werden / sondern sterben bald / und geben alsdenn einen anmuthigen Geruch von sich.

Fr. Ximenes schreibet / daß sie in den Neu-Spanien nicht länger leben / als die Blumen währen / sondern wann diese abfallen / so hefften sie sich mit ihren Schnäbeln an die Bäume / und bleiben also entweder todt oder matt von Hunger unbeweglich / bis es über 4. oder 6. Monathen wieder regnet / und das Feld zu grünen und Blumen zu bekommen beginnet.

Wenn nun diese Raupen sich in dergleichen Vögelein verwandeln / so bekommen sie am ersten die schönen Federn sampt den Flügeln zum Vorschein / jedoch daß man an den Hintertheil

des Leibes noch augenscheinlich die Form einer Raupen stehet / die sich aber auch nach und nach in die Gestalt eines Vogels verändert.

XIII.

Die Brasilianischen Riesen.

IN der Portugallischen Landschafft Isleos, und West-Indien / schwermen und breiten sich aus die Guaimurer / ein Volck welches an ungeheurer Grösse und wüsten Eigenschafften in gantz Brasilia seines gleichen nicht hat. Diese Leute sind überaus groß und starck / haben wider die Gewohnheit dieser Landes-Art eine weisse Haut / und führen erschröckliche grosse Bogen und Pfeile. Sie leben ohne Häuser / wie die wilden Thiere unter dem freyen Himmel / verschlingen das Menschen-Fleisch wie die Tieger-Thiere / und fechten niemahls bey gantzen Hauffen / ein jedweder lauret allein / einen Menschen oder Thier zu überfallen. Ja / sie fressen ihre eigene Kinder selber. Vor zeiten haben sie ihre Wohnung gehabt an dem Flusse / der noch St. Francisci seinen Nahmen führet. Aber nachdem sie von den Tupin Imbio und Tupin Achis von denen vertrieben worden / haben sie sich an gemeldter Land-Haupt-Mannschaafft Isleos gesetzet / und dieselbe mit stetigen Raubereyen dergestalt geplaget / daß die Portugisen nicht allein etzliche Zucker-Mühlen verlassen / sondern die Gegend zu letzt räumen müssen. Olf. Dapper, America Descriptio lib. 3. cap. 2.

XIV.

XIV.

Die Beschaffenheit des edlen Muscaten-Baums.

DJe edlen Nüsse so uns dieser Baum gibt / verdienet / daß wir dessen Herkommen ein wenig genauer besehen. Es finden sich aber derselben zweyerley Art. Die Gemeinen von den Indianern Bongopala genandt / ist Gestalt wie ein Apffel- oder Birn-Baum / wächset offt von sich selber ungepflantzt / dieser Baum wird sehr alt / ist immer grün / und hat viel Blumen und Früchte / deren etliche gantz / etliche nur halb reiff werden / die Rinde des Baums ist Aschenfarbig / das Holtz lose oder löcherig / und das Marck darinnen braunroht / die Blätter so zur Seiten / sind selten eintzeln / sondern sitzen wie ein Püschlein zusammen / hängen an kleinen Stengeln / und sind lichtgrün / dünn / glatt / haben in der Länge eine einige dicke Ader / davon an beyden Seiten viel kleine abgehen / wenn man sie zwischen den Fingern zerreibet / riechen sie nicht allein so lange sie grün seyn / sondern auch wenn sie verdorret gar starck / und geben allemal eine treffliche Artzeney. Die Blüht ist so groß wie unser Birn- oder Kirsch-Baum-Blüht / fält leichtlich ab / und riechet nicht gar starck. Die Frucht so länglicht-rund / wächset nicht wie wälsche Nüsse forn an den Spitzen / sondern hin und wieder an den Gliedern der Zweige. Wenn die Blumen-Blätter abgefallen / ist die erste und

eusserste Schale oder Hülsen der Frucht anfänglich grün / rnntzlich / rauch nnd dick / aber wenn sie reiff zu werden beginnet / lassen sich davon viele purpurfarbige und güldene Flecken sehen. Diese Hülse bekommt also bald einen Riß / und berstet hernach wenn die Frucht reiff ist / wie die Hülsen unserer welschen Nüß thun / wenn sie reiff sind. Darunter siehet man die Foli oder Muscaten Blumen zu erst / mit einer schönen rothen / und bald darauff mit einer gold-gelben Farbe / welche Blüthe wie ein Netz ümb die inwendigste Schale sitzet / darin eigendlich der Kern die Muscaten Nuß von uns genandt / verborgen / daß also die Muscaten Nuß mit drey Schalen oder Hülsen überzogen / davon die oberste dick und grün / die mittelste was dünner / gold-gelb und theurbahr / die unterste aber hart und höltzern ist / wiewol bisweilen die mittelste Schale / nemblich die Blume mangelt / welches geschicht / wañ die Nuß so mit der Blumen als mit einem Netz ümbgeben / sehr eilend und geschwind zunimmt / ehe die Blume ihre gebührende Stärcke und Dicke erlanget / weil dieselbe alsdenn bersten oder vergehen muß.

Der Muscaten-Baum brings ingemein 2. oder 3mahl im Jahr Frucht / erstlich im August und September / darnach im April / und drittens bald in diesem bald in jenem Monden / nachdem das Jahr fruchtbahr oder unfruchtbahr ist. Und müssen die Nüsse nicht eher bis sie völlig / abgelesen werden / weil die Unreiffen von den Indianern

dianern Rumpi genandt/ aus Mangel des Safts nicht lange dauren können / auch bald Wurmstichig werden / die Reiffen aber nimmt man aus ihrer eussersten mürben Schalen heraus / und trucknet sie in der Sonnen / hernach löset man die mittelste Schale / oder die Muscaten Blume und endlich auch die innerste harte Schale davon/ wäschet die Nüsse mit Kalck-Wasser / welches sie vor aller vom Gewitter entstehenden Verderbung und Veränderung bewahret / daß sie durch die gantze Welt zu Wasser und Lande können geführet werden. Vor die besten Nüsse aber hält man diejenigen / welche Aschenfarbig und Röthlich seyn / auch einig durchhin lauffende weißlichte Streiffen haben.

Neben diese runden Muscaten Nüß/ davon bisher geredet / findet sich auch eine länglichte von den Indianeen Pala Metfiri / und bey uns in Europa das Männlein oder die Männlein-Nuß genandt / nicht daß sie besser und kräfftiger ist denn die Runde/ sondern darum / weil der gemeine Mann in den Wahn steckt / daß sie in der Speise gebraucht/ den Männlichen Saamen erwecke und vermehre. Die Indianer achten der Blume wenig / wie schön sie auch gefärbet / die Nüsse begehren sie auch nicht einmahl abzulesen/ und die Bäume zehlen sie unter die wilden / weil sie nur auff den Gräntzen Banda wachsen / und von niemand gepflantzet werden/ selbige sind den andern nicht ungleich/ ohne daß ihre Blätter was länger/ dicker und mit Aderchen durchgezogen/ die Nüsse

sind nicht nur länglicht/ sondern auch zuweilē bey nahe viereckt und wachsen nicht aus den Knospen/ der Zweige wie jene / sondern aus der eussersten Spitzen derselben / daran sie bey 3. oder 4. zusammen sitzen.

Diese Muscaten-Nüsse werden von mancherley Vögeln abgefressen / sonderlich von einer kleinen Art weisser Tauben/ welche so bald die eusserste Schale berstet / die Nuß sampt den Blumen einschlucken / und nicht ehe auffhören / bis sie ihren ziemlich weiten Kropff gefüllet / daher sie auch von unsern Kauffleuten Nußfresser genandt werden. Aber die geschluckten Nüsse gehen ihnen gantz unten wieder ab / und wo sie aufs Land fallen / schlagen sie Wurtzel und beginnen zu wachsen / geschwinder denn andere Nüsse. Weil sie im warmen Magen der Vögel gleichsam geweichet und zubereitet sind / die Bäume aber / so davon kommen / sind nicht daurhafftig/ tragen auch viel schlechtere Früchte denn andere/ welche Früchte wenig geachtet / und nur ümb der Blumen willen / womit man die besten Blumen verfälschet / eingesammlet werden. Neuhofs China pag. 359.

Und ebē um der seltzamen Fortpflantzung dieser Muscaten-Bäume / haben wir solche unsern Raritäten-Cabinet mit einverleibet.

Neuhoff gedencket zwar / daß die Bäume nicht dauerhafftig / auch die Frucht gar schlecht sey / und solches darümb / weil die Nüsse in den Magen der Vögel gantz weich werden. Man

muß

muß aber wissen / daß nicht alle Nüsse / von diesen Vögeln mit eingeschluckt werden / sondern nach Partheis Bericht / in seiner 9jährigen Ost-Indischen Reise p. 137. fressen solche Vögel nur die äusserste Schalen / und lassen die Muscaten heraus fallen / welche / wo sie alsdenn auff die Erde hinfält / Wurtzel schlägt / und beginnet nach der Zeit ein neuer Baum herfür zu wachsen. Vogel gibt noch einen curieusern Bericht hievon / und schreibet / wenn der Vogel so die Muscaten Nuß fallen läst / ein Männlein / so wächst ein Männlein Muscaten-Baum / so der Vogel ein Weiblein / so wächset ein Weiblein Muscaten-Baum / wenn es aber ein Vogel / so sich noch nie mit einem andern gepahret / es sey ein Männlein oder Fräulein / und der gleichsam noch Jungfer ist / so wächset einer von den besten Muscaten Bäumen / die Weiblein sind die schlechtsten unplatt aber dennoch gut zur speise zu gebrauchen. Voglers Ost-Ind. Reise. p. 656. die neue Edition.

XV.

Das nur zu gewissen Stunden trinckbahre Wasser.

UNter denen Seltzamigkeiten des Wassers ist nicht die gerinste / welche man zu sehen hat in der Americanischen Provintz Amapasa: Dieses Land lieget sehr niedrig / und ist wegen des häuffigen Wassers sehr pfützig / und voll Morastes: Weswegen man darinnen viel kleine Bächlein siehet / die gantz roth von Farben / und von

gifftigen Würmen und Schlangen wimmeln: Dannenhero die Spanier/so solches nicht gewust in mancherley Kranckheit gefallen/ und sind ihnen viele Pferde/so aus diesen Wasser gesoffen/ alsobald verrecket / also daß innerhalb 6. Monathen/ so wol von Menschen als Vieh wenig mehr im Leben gewesen.

Walther Raleg. meldet/ daß dieses Wasser von den Eingebohrnen getruncken werde/doch mit gewisser Beobachtung/denn als er sie gefragt/ wie sie sich dieses Wassers bedienet/haben sie geantwortet: Sie fülleten um den Mittag ihr Geschirr mit selbigen Wasser/wann die Sonne den höchsten Staffel erreichet: dann zu anderer Zeit/ sowol Vor- als Nach-Mittag/wäre dieses Wasser sehr gifftig/ bevorab in Mitternacht/da es in lauter tödtlich Gifft verwandelt würde. Wie denn sonsten in selbiger Gegend auch noch an vielen andern Orten Wasser anzutreffen/so von Natur sehr gifftig. Nieremberg. lib. 16. Hist. Nat. Cap. 16.

XVI.

Der seltzame Feder-oder Schwerdt-Fisch.

IN Guina wird in den Herbst-Monath ein wunderlicher Fisch gefangen/ so den Meer-Hanen gleich/ auch oben auff dem Leibe/ eine Feder gleich einer Sägen führet; Für solche Feder hat sich der Fischer zu hüten/ daß er nicht selbst die Tafel oder dz Papier werde darauf sie schreibe/den so er von selbiger Feder gestochen/ oder verletzt/

würde

würde ihm solches unleidendlichen Schmertzen bringen / auch das verfehrte Glied gar dick auffschwillen. Ja / offt ist Gefahr dabey / daß er das verwundte Glied nicht gäntzlich verliehre / sintemahln die Stacheln gemeldter Fisch-Federn gar gifftig sind / ohn angesehen das Fleisch von den Mohren gegessen wird.

XVII.

Der wunderliche Fang dieses Fisches.

DEr Fang dieses Fisches ist fast merckwürdig. Denn wie die Niederländer berichten; so machet man eine Holtzflösse / bindet darauff ein Horn / mit einen Klöpfflein welches Instrument fast einen Klang / wie die Kühe-Schellen / gibt / und mit stetigem Geläut / indem es von den Meers-Wellen bewegt wird / auff der See herumb schwimmet / bis endlich der / hierdurch herzugereitzte Fisch / einen Schuß darnach thut / sich selbst also den verborgenen Hamen anhängig und zum Gefangenen macht. Francisci Ost-West-Ind. Lust-Gart. Bl. 1392.

XXII.

Die Gestalt und Eigenschafft der Cithar-Fische.

DIesen Cithar-Fisch (Pieke viola) macht seine seltzame Gestalt auch schauwürdig / sintemahl er einer Portugallischen Cither sehr gleich siehet. Ist ein Schuh und 9. Finger lang; sieben Finger breit; sein Kopff wie eine Kegel zugespitzet / die Augen sitzen rund uñ weit herfür / in der

grosse

grösse einer mittelmäßigen Hasel-Nuß. Der Vordertheil des Leibes daran der Kopff sitzet/ hat die Figur eines Hertzens/ auff den Rücken ist er Leim-färbig/ und mit schwartz-braunen Flecken besprengt / welche Flecken gar schön / und mit weiß-und himmels-blau getipffelt sind.

Nach dem vordern hertzformigen Theil des Leibes/ fält der übrige Theil länglicht rund / drey Finger breit; schmälert sich aber allgemach immer besser zu/bis an die Floß-Federn des Schwantzes/ da er nur einen Finger dick ist / der gantze Rückgrad sitzt nach der Länge voll kleiner Puckeln / der Kopff / so lang er noch frisch ist/ glänzet und leuchtet bey der Nacht / sein Fleisch isset man nicht / und berichten die Fischer/ wer es esse/ der werde thöricht und unsinnig / bis nach dreyen Stunden / da er wieder zu sich selbsten komme / dem der einen solchen Fisch anrühret / heben die Hände und Arme an zu knacken : aber solches höret bald auff / so man ihn aber in der mitten angreifft ; erfolgt darauff ein Zittern der Glieder. Francisci Guinesischer und Americanischer Blumen-Busch. part. 1. p. 236.

XIX.

Copulations-Ceremonien der Mohren zu Marocco.

DJe Mohren in Marocco mögen viele Weiber auff einmahl zur Ehe nehmen / auch sich noch darzu / wie es ihnen ihr Alcoran erlaubet / viel Concubinen halten. Wenn sie sich wollen verheyra-

verheyrathen / so nehmen sie einen Caccis mit einem Notario und Zeugen zu sich. Wenn der Notarius unterrichtet worden / was der Mann seiner Frauen geben wil / so macht er ein Instrument darüber / welches sie Codaca nennen / denn in selbigen Landen geben die Väter denen Töchtern keinen Braut-Schatz oder Ausstattung mit : sondern die jenigen die sie heyrathen / müssen ihnen eine Außsteur verschreiben / welche dann auch die Weiber zu sich nehmen / wenn sie von ihren Männern / wie bey ihnen vergönnet ist / verstossen werden. Sie wenden über die massen viel auff ihre Hochzeiten / also / daß sie offtmahls fast alles das Ihrige darauff verthun.

Am Hochzeit-Tage so steiget die Braut auff einem wohlgestaffirten Maul-Esel / der mit Reiffen bis in die Höhe hinauff ümbgeben ist / so dann mit Tapeten bedeckt sind / und nicht anders läst als wenn das Maul-Thier einen kleinen Thurm trüge. In diesen Thurm sitzet die Braut und kan sie niemand sehen : da sie hingegen durch ein zartes Tuch alles was vor ihr und umb ihr ist / schauen kan. Man führet sie in diesen Auffzuge durch die gantze Stadt / und folgen ihr viel andere Maul-Esel / welche mit allerhand Haußrathe beladen / so die Braut mit bekñot. Auff diese siehet man das Meinnes- und Weibes-Volck / und machen die Weiber ein abscheulich Geschrey dabey / denn die kleinen Mohren-Paucken sich tapffer hören lassen. Nach diese Parade begeben sie sich zur Mahlzeit. Ist die Braut vornehmen

Stan-

Standes / so hält sie ihren Auffzug / durch die Stadt auff einen wohlgeputzten Canale / welches ebenfals so einen kleinen Thurm auff sich hat / der Gagola gennet wird / und mit einem einfachen Taffel überzogen ist / dadurch die Braut alles sehen kan.

Findet der Bräutigam bey dem ersten Beyschlaffe / die er zur Ehe genommen / als keine Jungfer / so schicket er sie mit allem denjenigen / was sie zu ihm gebracht / ihren Vater wieder ins Hauß zurück / und mag sich nach einen andern umsehen. Wenn er sie aber vor eine Jungfer erkennet / so läst er ihre Schlaff-Hosen so blutig als sie außsehen / durch die gantze Stand den andern Tag hindurch tragen / und muß dieses das Ehren-Zeugniß der zu ihm gebrachten Jungferschafft seyn. Diese Ceremonie haben sie in dem Königreich Feza / ja noch mehr: Es warten gar einige Weiber vor der Braut Kammer auff / welchen der Bräutigam / so bald er das seine verrichtet / das gezeichnete Bett-Tuch / so blutig als es ist / zustellet / die damit an die Taffel zu denen noch anwesenden Gästen sich begeben / und solches zu der Braut Ruhme auffweisen. Alsdenn gehet das rechte Schmausen und Wolleben an. Woferne aber das Treffen ohne Blutvergiessen abgelauffen / so schicket der Bräutigam die arme Braut gleich ihren Freunden oder Vater wieder zurück / und die eingeladene Gäste müssen ohne Schmauß wieder nach Hause gehen.

Der neue Ehe-Mann gehet vor den stehenden

den

den Tage nach gehaltener Hochzeit nicht aus seinem Hause / und alsdenn / wenn er sich ausbegibt / so hat er die Gewonheit / daß er eine gewisse Quantität Fische kaufft / die er nach Hause träget und solche seiner Mutter oder andern Frauen zustellet / welche sie der Neu-Berehlichten auff die Füsse wirfft / und dieses sol ein gutes Zeichen der Fruchtbarkeit und alles Wolergehen bedeuten.

Wann die Egyptischen Mohren / die jenigen so sie gerne heyrathen möchten die Affection so sie zu ihnen tragen / wollen zu verstehen geben / so brennen sie sich in ihrer Gegenwart mit einem glüenden Eisen / und schneiden sich hier und dar die Armen auff : Wenn nun das Frauen-zimer sie in solcher Arbeit die Hand küsset / sind sie dadurch versichert / daß sie erhalten werden / was sie verlangen.

XX.

Heyraths-Ceremonien der Peraunischen Völcker in dem Thal Pacasmajo.

Diese Völcker führten vormahls diesen Gebrauch im Heyrathen / zwischen denen / die sich miteinander verlobten / ward ein Hafen oder Topf in die Mitte gestellt / darin ein wenig Mehls von den Indianischen Korn Maiz lag / nebenst einem Unschlit oder Schmaltz vom Hammel. Darunter warffen Braut und Bräutigam Holtz und Feuer / bis es angezündet ward. Alsdenn sprach der Vermähler : Ihr seyd Ehe-Leute! aber

ber mercket was des Ehestandes Gebühr ist. Ihr müst in der Arbeit treulich beyeinander stehen/ Mühe und Liebe fein gleich miteinander theilen. Eine grosse Schande wird es euch seyn / so eines unter euch geschäfftig ist / das andere feyret; Schande / so eines in der Liebe heiß / das andere Eiß ist. Was dem einen nicht lieb / das sol dem andern auch leyd seyn. Glück und Unglück müst ihr mit einander gemein haben / denn darüm habt ihr jetzund alle beyde zugleich das Feuer angezündet. Brulius part. 2. Hist. Peruanæ cap. 4. Num. 4.

XXI.

Copulations-Ceremonien der Abyssinischen Völcker.

WEnn Braut und Bräutigam nach das Alvarez Bericht Hochzeit machen: gibt man die Verlobten ausserhalb der Kirche gemeiniglich auff diese Weise zusam̃en. Vor dem Hause / in einem Hofe richtet man ein Bette auff: darin setzen sich Braut und Bräutigam. Alsdenn kommen drey Priester / und heben an mit lauter Stimme Halleluja zu singen: gehen dreymahl rings umb das Bett herümb / und lassen ferner etliche gewisse Gesänge hören. Hernach schneiden sie den Bräutigam einen Locken von seinen Haaren; imgleichen auch der Braut und zwar an eben denselben Ort des Haupts / wo man den Bräutigam solchen abgeschnitten. Diese beyde Haar-Locken werden folgends in einem von Ho-

nig

nig gemachten Wein (ist vielleicht ein Meet) gewaschen ; und wenn solches geschehen / legen sie des Bräutigams Haar der Braut auff den Kopff / hingegen der Braut Haar / auff des Bräutigams Haupt in die Lücken / wo die natürliche Haare heraus geschnitten : und sprengen nachmahls geweihetes Wasser darüber. Alsdenn gehet die Hochzeit an / und wäret bis in die Nacht : Da man endlich die Getrauten / in ihr Hauß begleitet.

Hiernechst darff in einem gantzen Monath kein Mensch in dasselbige Hauß gehen ; ohn allein ihr Gevatter / welcher denselben Monath über bey ihneu bleibt ; nach verfliessung dessen aber / wieder von ihnen hinweg geht. Ist die Frau ein wenig hohes Standes ; muß sie in 5. oder 6. Monathen nicht aus dem Hause komen / und stets ein schwartzes Tuch vor dem Angesichte tragen : es sey denn daß vor Umbgang der 6. Monathen sie sich schwanger befindet : bey welcher Gelegenheit sie das Tuch vom Angesicht hinweg thut / sonst aber die gantze Zeit damit verhüllet gehen muß.

Etliche werden auch in der Kirchen eingesegnet. Alsdenn wird vor dem grossen Portal der Kirchen ein Bette auffgeschmückt / darauff setzet sich das verlobte Paar. Um selbiges Bett gehet der Patriarch herum mit Rauch-Fässern und Kreutzen / wendet sich hernach zum Bräutigam / legt demselben die Hand auff dem Kopff / und sagt : Er solle halten was GOtt im Evan-

gelio gebothen habe; und gedencken / daß sie die beyde Versprochene nicht mehr zween / sondern ein Leib seyn / welches ihnen mit einmüthigem Hertzen und Willen zu bezeugen obliege.

Nechst dieser Vermahnung bleibt er bey ihnen stehen / bis die Meß ein Ende / und er sie gecommuniciret hat: Darnach gibt er ihnen die Benediction.

Sie schliessen auch ihre Heyrathen vermittelst gewisser Ehe-Stifftungen / dieser Gestalt: Obs Sache wäre / daß der Mann das Weib / oder das Weib den Mann verlassen würde / daß alsdenn der brüchige Theil einer namhafften Poen oder Busse solle verfallen seyn. Selbige Poen wird nach Gelegenheit der Person / auff so und so viel Geld / Silber / Maul-Esel / Kühe / Ziegen Gewandt oder Geträyde bestimmt / darum wenn sich ein Theil von den andern scheiden wil / suchen sie allerhand / immermehr endenckliche Ursachen / um der Poen zu entfliehen. Weswegen ihrer wenig in Straffe fallen / ob sie gleich täglich so oft es ihnen gelüstet / sich von einander scheiden; der Mann so wol als das Weib: also daß schier keine Ehe / unter ihnen beständig verbleibt / ohn allein der Priester welche sich nicht scheiden dörffen. Unter den Bauers-Leuten / wird gleichfals die Ehe selten geschieden / sintemahl dieselbe mehr Liebe zu ihren Weibern tragen als andere / weil sie ihnen in der Haußhaltung treulich zur Hand gehen; desgleichen in der Vieh- und Kinder-Zucht auch das Geträyde mit dreschen und säubern helffen;

helffen ; über das alles im Hause so wol anschicken / daß der Mann wenn er heim kehrt / alle Ding fertig und in Bereitschafft findet. Solche Begvemlichkeit gibt ihnen Ursach in der Ehe ungeschieden zu verharren / bis der allgemeine Ehebrecher der Todt sie voneinander scheidet.

Es hilfft aber zur solcher Ehetrennung viel die Menge der Weiber / weil es gebräuchlich unter ihnen vorab bey den Reichen 2. oder 3. Weiber zu nehmen ; welches ihnen vom Könige Preto Johan, und der weltlichen Obrigkeit zugelassen wird ; Ob es gleich die Abyssinische Kirchen Ordnung verbeut / denn alle die jenige / welche mehr als ein Weib haben / dörffen nicht in die Kirche kommen. Man läst sie auch nicht zur Communion / noch einigen andern Kirchen Sacramenten / weil sie für gebannisirte Leute gerechnet werden. Und meldet Alvarez: Er sey bey einen Abyssiner / Nahmens Ababitay / zur Herberge gelegen / der drey Weiber gehabt / und mit denselben 37. Kinder gezeuget / darüber ihm seines selbsteigenen Berichts nach gar nichts widriges begegnet / ohn allein daß man ihn von der Communion ausgeschlossen. Nachmahls hat er zweyen Uhrlaub gegeben / und nicht mehr denn eine behalten / nemlich die / so er zuletzt genommen. Dadurch ihm der Gang zur Kirchen und zur Communion wieder geöffnet / gleichfals hätte er nie mehr denn nur ein Weib gehabt. Francisci Alvarez Abyssina cap. 22.

XXII.

Der Crimmischen Tartaren / Lebens-Mittel / Kleidung / Heyraths-Ceremonien / Wohnungen / Speise / Getränckе / Jagt / Fisch-Fang / Religion / Artzney / Begräbniß und andere Gebräuche.

DEr weitgereisete Tavernier, ertheilet davon folgenden Bericht / wenn er also schreibet: Was dieser Tartaren ihr Lebens-Mitteln anbelanget / so muß man wissen / daß es ihr gröster Vortheil ist / wenn die Stuten besprungen werden / denn sie trincken derselben Milch. Die / welche Pferde halten / nehmen einen ledernen Sack mit sich / welche mit Stücklein Käse die an der Sonnen getrocknet / angefüllet ist / und haben dabey einen kleinen Schlauch / den sie / wo sie kom̃en / mit Wasser füllen. In diesen Schlauch thun sie zwey oder drey Stücke von diesem harten Käse / welche durch Bewegung des Pferdes zergehen / an dessen Bauch dieses Gefäß angebunden ist. Aus diesem Käse wird gleichsam eine saure Milch / die ihnen zu ihren gemeinen Getranck dienet / gemacht. Alles ihr Küchen-Geschirr bestehet in höltzernen Schüsseln / welche ein jeglicher Reuter am Sattel-Baum geführet / und die er so wol für sich selbst als für seine Pferd gebrauchet. Dieselbe / welche mit ihnen Krieg führen haben keine bessere Beute als ihre Pferde zu hoffen; es gehet aber gar schwer zu daß sie

Diesel-

dieselbige bekommen / denn so bald ein Pferd seinen Reuter verlieret / gesellt es sich zu denen / welche fliehen / also daß mans kaum mit grosser Mühe erhalten kan. Uber dis gehen diese Pferde auch leichtlich zu schanden / wann sie in ein ander Land kommen / und dauren sie kaum 5. oder 6. Monath / und können zu der Arbeit dazu sie die Tartarn gebrauchen nimmer angewendet werden.

Ihre Kleidung bestehet in einem rauhen Hammel-Fell / im Sommer kehren sie das Rauhe heraus im Winter hinein. Dieselben welche gleichsam Edelleute seyn sollen / bedienen sich der Wolffs-Häute / und haben eine Arten Hembden und Hosen vom Baumwollenen Tuch an / von unterschiedlichen Farben / als roth / blau / gelb / an welchen die Schneider schlechten Fleiß anwenden.

Ihre Weiber seyn weiß und wohl gestaltet / von hoher Statur / sie haben aber ein gar breites Angesicht / und kleine Augen / wenn sie das dreyssigste Jahr überschritten / werden sie gar ungestalt. Es ist kein Mann unter ihnen der nicht 2. oder 3. Weiber hat / und sie nehmen keine / sie sey denn aus ihrem Geschlechte. Bey jeglichen Stamm oder Geschlecht ist ein Haupt / ein Edeler des Landes / welcher zum Zeichen einen Roß-Schwantz auff der Piquen führet / der mit der Farbe des Geschlechts angestrichen ist. Wann sie marchiren so weiß ein jeder seine Ordnung zu halten / und wenn sie sich lagern ihr Vieh

zu weyden/ so begiebt sich ein Stam̃ nicht zu dem andern ; die Kleider der Weiber und Töchter ist ein grosses Hembd / welches ihnen bis auff die Füsse gehet / der Kopff ist mit einen weissen Tuch bedecket/uñ die Stirn mit einen schwartzen 5 oder 6. mahl gebunden ; Die Weiber der Edlen tragen über diesem Tuch/ noch eine andere Art von Mützen / die hinten offen sind / und ihnen die Stirn bedecken / als wenn sie sich den Kopff mit einen dreyeckichten Schnuptuch gebunden / eine von diesen Ecken hanget über die Stirn / und ist entweder aus Sammit / Atlas / Tuch oder Broccard gemacht / über und über mit Gold und Silber Flitterlein / und falschen Perlen die sie auch zu den Armbändern gebrauchen / bedeckt. Ihre Unterhosen sind von schlecht gefärbeten Tuch / und die Bein-Kleider sind Corduanische Stiefeln / von allerhand Farben/ welche sehr nett und sauber genehet sind.

Ihr Heyraths-Ceremonien.

Sind folgende : Wenn sich ein junger Kerl verheyrathen wil / so muß er seiner Braut Eltern oder dem gantzen Geschlechte / eine gewisse Quantität Pferde / Ochsen / Kühe oder ander Vieh geben / und dieses geschicht in Gegenwart der gantzen Freundschafft / und der fürnehmsten aus den Geschlecht/ dabey sich auch der Mollah finden lässet. Wenn nun der Vergleich gemacht welches wir bey uns das Verlöbnis nennen/ so ist den Bräutigam erlaubt mit seiner Braut spatzieren zu gehen / dann zuvor hat er sie noch nicht gesehen;

sehen; und wenn dieses geschehen / so schreiten sie zu dem / dazu sie entweder von der Mutter / Schwester / und andern Weibern angewiesen werden. Ausser dreyen Weiber / die einen jeden erlaubet sind / mögen sie auch die Sclavinnen gebrauchen / aber die Kinder so sie von ihnen bekommen / bleiben Sclaven und erben nichts.

Diese Tartarn sind eines sehr hitzigen Temperaments / jedoch die Weiber mehr als die Männer / beyde haben schöne Haar / an dem Leibe aber sind sie wenig Haaricht; die Männer haben fast keinen Bart / und wenn derselbe unter ihnen etwas ungemein groß ist / der kan ein Moallach werden.

Ihre Wohnungen

Sind Zelten und Wagen die sie hin und wieder ziehen können / denn von Häusern wissen sie nichts; die Zelten sind für die alten Leute und Kinder / wie auch die Sclaven die ihnen dienen. Die jungen Weiber haben ihre Wagen von Brettern gemacht / und wenn sie Lufft haben wollen / so eröffnen sie auff jeglicher Seiten ein kleines Fensterlein / welches einem Gegitter gleichet. Es ist ihnen erlaubt / alle Abend sich eine Zeitlang in den Zelten auffzuhalten. So bald die Töchter das 11. oder 12. Jahr erlanget / kommen sie nicht mehr aus den Wagen / bis sie in den Ehestand treten / auch nicht einmahl wenn sie die Nothwendigkeiten der Natur verrichten wollen. In dem Boden des Wagens ist ein Brett welches man auffhebet / und wenn es an einem

Orten ist da man campiret / so kommt also bald ein Sclav und machet solches wieder sauber. Man kennet alsbald einen Wagen / darinnen ein Mägdlein ist / dann derselbe ist mit Blumen bemahlet oder geziehret ; Sie haben gemeiniglich ein Cameel dabey gebunden / mit allerley Farben besudelt / und oben auff den Kopff einige Feder-Püsche stecken.

Ihre Speise und Getränckе.

DJe jungen Kerl haben auch ihre Wagen / auff welchen ein Schlauch ist aus Pferde-Leder / etwas grösser denn ein halber Scheffel / welchen sie gemeiniglich mit Pferds-Milch anfüllen / die sehr sauber ist. Ein jeglicher hat einen andern Wagen bey sich / auff welchen sie etliche Schlauche mit Kuh-Milch / die sie lassen sauer werdē zu setzen pflegen. Wenn sie essen wollen / so dienet ihnen diese Milch auch an statt des Getränckes / wann sie aber davon nehmen wollen / so rühren sie dieselbe zuvor mit einen grossen Prügel untereinander / damit die geronnene mit der dünnen sich vermischen möge. Was aber die Pferds-Milch anbelanget / so wird dieselbe nur von dem Herrn und der Frauen getruncken / und ehe sie von beyder Milch trincken / schütten sie zuvor Wasser darunter. Wann sie ein Freund besuchet / so setzen sie ihm ein Stück harten Käse vor / denn sie in ihrer Sprach Kourouth nennen ; sie zerbrechen denselben in kleine Stücklein / und essen ihn mit frischer Butter. An ihren Fest-Tagen schlachten sie etliche Hämmel oder alte

Zie-

Ziegen; die Pferde aber schlachten sie nicht / es sey denn einer ihrer Freunde gestorben / mit welchen sie alsdenn bey dem Begräbniß die Anwesende tractiren; Ein gleiches thun sie auch / wenn ihnen Kinder gebohren werden / oder bey Hochzeiten / oder wenn sie bey Einfällen eine gute Beute / das ist / eine Menge Sclaven erhalten haben. Sie trincken niemahls etwas anders als Küh- oder Pferde-Milch / und wenn sie weder eines noch anders haben können / so leiden sie eher 3. oder 4. Tagen Durst als daß sie sich zum Wassertrincken bequemen / weil dieselbe so davon trincken Beschwerung der Colic empfinden. Sie essen auch kein Saltz / sondern halten davor / es sey dem Gesicht schädlich. Diese Tartarn leben sehr lange / sind ziemlich starck und wenig Kranckheiten unterworffen. Ihr Land ist meistentheils eben / dennoch siehet man an etlichen Orten kleine Hügel / es wächst viel gutes Futter darinnen / und jeglicher Stamm oder Geschlecht / hat seinen Brunnen und Wasser-Kasten / aus welchen sie ihr Vieh trincken; Des Winters wohnen sie an grossen Flüssen / von welchen die Wälder und sumpffigte Oerter nicht weit entfernet / und in dieselben pflegen sie ihre Heerde zu senden. Und weil in diesem Lande alle Jahr ein grosser Schnee fällt / so kratzen die Thiere mit den Füssen so lange in die Erde / und suchen das Graß / welches unter dem Schnee verborgen ist / sie finden aber mehrentheils nichts als Rohr und Gestäude; unterdessen hauen die Männer Holtz / und machen

grosse Feuer / oder fangen Fische. An etlichen Orten dieser Flüsse werden Fische gefunden / darunter der geringste vier oder fünf Schuh / etliche aber auch zehen und zwölffe lang seynd / die grossen lassen sie in der Lufft trocknen / und heben sie auff bis auf den Sommer. Etliche räuchern sie / die aber von mittelmässiger grösse / werden in Wasser gesotten / wiewol ohne Saltz und einiges Gewürtz. Von dem Brodt weiß man in diesem Lande gar nichts. Wann sie nun diese Fische gessen / füllen sie eine grosse höltzerne Schüssel mit solcher Suppen / welche sehr Fett ist / und trincken sie auff einmahl aus.

Wenn sie nicht zu Felde liegen oder von ihren Einfällen wiederkommen / thun sie nichts anders als Jagen / sie dulden aber keine andere Hunde in ihrem Lande als die Wind-Hunde. Ein Tartar muß sehr Arm seyn / der nicht einen solchen Hund und Jagt-Vogel in seinem Vermögen hat. Sie essen allerhand Speise ausgenommen die Schweine.

Ihre Religion / Artznei / Begräbniß und andere Gewohnheiten.

Sind folgende: In der Religion sind sie der Mahometanischen zugethan / sie haben unter sich keine Aertzte / dahero sie vor sich selbsten allerhand Kräuter gebrauchen; Als von welchen sie gute Wissenschafft haben. Wann aber die Kranckheit überhand nimmt / so lassen sie den Moullah holen / welcher den Alcoran mit sich bringet / und denselben drey oder 4. mahl für des

Kran-

Krancken Angesicht auf und zu machet / wann nun der Krancke ohngefehr gesund wird / so meinen sie / es komme vom Alcoran her / und pflegen dem Moullah einen Hamel oder Ziegen zu verehren.

Wenn aber einer stirbt / so kommen alle seine Freunde zusammen / und begraben ihn mit grosser Traurigkeit / und ruffen dabey unaufhörlich Alla! Alla! wenn der Todte nun begraben / so betet der Moullah ein hauffen Gebeter her / und wird für seine Mühe / nach dem die Erben reich sind / bezahlet. Für die Arme pfleget er drey Tage und drey Nächte zu beten / also daß er vom Grabe nicht weg kommt / wann es aber ein Reicher / so bleibt er einen gantzen Monat daselbst / bißweilen auch wol sieben biß acht Monathe.

Wann sie eine Wunde haben / gebrauchen sie keine Salbe dazu / sondern nur der Fleischsuppen / die sie gantz warm darauf legen / wann dieselbe tief ist / nehmen sie Fettes / daß sie so heiß darauf legen als sie es ertragen können / und wenn einer die Mittel hat / daß er ein Pferd schlachten kan / ist er desto eher geheilet / weil das Pferdfleisch und die Fettigkeit eine gute Artzney sind / und viel grössere Tugend haben als andere Thiere. Wann es unter diesen Tartarn nicht gebräuchlich wäre / daß sie die Weiber kauffen müsten / wann sie eine Heyrathen wollen / so würden nicht so viel Huren unter ihnen seyn / weil aber viele arme Jünglinge gefunden werden / die nicht die Kosten haben ein Weib zu kauf-

fen

fen / so müssen sie den Ehestand einstellen. Hiedurch geschicht das ihrer viele zu Soldaten werden / und Begierde bekommen / in die umbliegende Länder zu fallen / das sie etwas gewinnen / wann sie hernach etwas haben / kauffen sie eine / wenn sie sich noch verehlichen wollen. Unter den jungen Mägdlein aber sind keine Huren / weil sie wie zuvor gedacht / nach dem sie das eilffte oder zwölffte Jahr überschritten / in ihren Wagen gesperret seyn müssen / und nicht eher heraus kommen biß sie sich verehlichen / sondern es sind liederliche Weiber die sich auf den Tummel-Platz einstellen wenn sie Wasser holen sollen. Sie dörffen es vor ihren Männern eben nicht geheim halten / weil dieselbige gar nicht eifersüchtig sind. Des Morgens gehen die Männer aufs Feld / entweder zu ihrer Heerden oder auf die Jagt / die Weiber aber verfügen sich zu den Brunnen und Wasser-Kästen / das Vieh zu tränckeu / oder für ihr Hauß Wasser zu holen.

Ob schon diese Leute fast eben wie die andern kleinen Tartarn leben / und einem Fürsten unterworffen seyn / so verachten sie dennoch die andern gar sehr / in dem sie ihnen vorwerffen / daß sie kleine Soldaten seyn / weil sie in Häusern und Dörffern wohnen / da sie hingegen als tapffere Leute und rechtschaffene Soldaten / nur unter Zelten schlaffen solten / daß sie desto eher bereit seyn könten ihren Feinden zu widerstehen.

Alle dieselben / so in diesen Ländern zu Fusse gehen / und auch selbst die Persianer reiben ihre

Füsse

Füsse wenn sie unterwegens ermüdet / mit Nüssen/und halten sie aufs Feuer/so heiß als möglich/ dadurch die Müdigkeit alsobald ausgezogen wird. Taverniers Reisen / lib. 3. c. 13. pag. 148.

XXIII.

Heyraths- und Copulations-Ceremonien der Einwohner in der Insul Major.

DJe jenigen / so die Insul Java Major in Ost-Indien bewohnen/haben bey ihren Hochzeiten einen seltzamen Proceß/ denn erstlich begiebt sich der Bräutigam folgender Gestalt aus seiner Behausung. Ihrer zween oder vier gehen voran / die tragen eine lange Stange / an welchen 3 / 5 / oder 6. Gumen oder Becken hangen / da denn einer oder zween neben her gehen / so mit Coquos-Ruß-Schalen drauff schlagen. Hernach stehet man wieder etliche / deren ein jeder ein Gumme oder Becken an dem Halse hangen hat / darauff er dann auch mit einen Stecken klopffet / welches dann untereinander gar seltzam klinget. Nach diesen Spiel-Leuten ziehen ihrer sechzig / achzig / ja wohl hundert / nachdem der Bräutigam vornehm ist / mit langen schönen / rothgefärbten Karsten auff / an welchen sie grosse Büsch von Pfau-Federn / oder langen Pferde-Haaren hängen haben. Ferner so kommen 30 bis 40 Mann mit runden und rothen Schilden / welche von 3 oder 4. Büffelshäuten auffeinander genehet / und fein rund gemacht sind : diese tragen sie an einem Arm / und in einer Hand / in der an-

der

der Hand haben sie einen langen Spieß oder Rappier / an welchen der Handgriff oder das Gefäß mit rothen Leder überzogen ist / auff den Rücken aber / haben sie zwey oder mehr Wurffspiesse stecken: Diese stehen bisweilen stille / fechten gegeneinander / und wenn sie dann wieder fort ziehen / so geschicht solches alles in vollen Tantzen und Springen. Nach solchen kommen wieder etliche die auff Becken und Paucken spielen; denenselben folgen etwan dreyssig Jungfern / welche denn all auff das köstlichste geschmückt sind / unter denselben tragen je zwo und zwo gegeneinander auff den Achseln allerhand schöne Blumen / auch annehmliche Gemählde und zierlichen ausgeschnittene Papiere / auch mit andern schönen Sachen umhangende Taffeln / die andern tragen schöne Kästlein / in welchen zierliche Kleidungen liegen. Andere wieder / tragen allerley Haußgerath / als Becken / Schachteln zum Betele / Röhren zum Toback / irdene Trinck-Geschirre und dergleichen. Nach dem folgen die Weiber / so auff die Hochzeit geladen. Endlich komt der Bräutigamb / welcher sich dann auff das köstlichste angethan / er sitzet zu Pferde / und reiten etliche neben und hinter ihn her / auch folgen alle andere Freunde und gebethene Hochzeit-Gäste / und in solcher Procession verfüget sich der Bräutigam / in das Hauß / worinnen die Braut ist / daselbst bleiben alle Spiel-Leute / und die mit den Karsten und Schilden zu beyden Seiten stehen / die Jungfrauen aber und Frauen / gehen so fort

mit

mit den Sachen / so sie tragen bis an das Hauß / der Bräutigam reitet auch bis dahin / daselbst steigt er ab / und alsdenn kommt die Braut heraus / hat ein Geschirr voll Wasser in den Händen / kniet vor ihrem Bräutigam nieder und wäschet ihm die Füsse. Wann dieses geschehen / so stehet sie wieder auff / und führet den Bräutigam mit sich ins Hauß / daselbst bleiben sie eine Zeitlang beyeinander. Darnach kommt er wieder heraus / führet seine Braut an der Hand / und ziehet dann in voriger Ordnung wieder zurück nach seinem Quartiere / sein Pferd aber wird hinter ihm her geführet / und wenn sie vor sein Hauß gekomen begleitet er die Brvut hinein / und alle Anwesende Hochzeit-Gäste / allda sie recht zusammen gegeben werden / und wird die Hochzeit-Feyer gantzer drey Tage unter allerhand Ergetzlichkeiten gehalten. Talanders Histor. Welt-Spiegel. pag. 188. 189. 190.

XXIV.

Die sich mit eirem Eiß-Pantzer verwahrende Cynamolgen.

VOn den Cynamolgern (einem Indianischen am gantzen Leibe mit Haaren überwachsenen Volck / so mit den Tartarn im rauhen Winter ofters kämpffen müssen / schreibet Vincentius in Speculo Hist. lib. 32. c. 11. also die Cynamolger lassen sich im hartesten Winter ehe sie an den Streit gehen / unter das Wasser / waltzen sich darauf im Sande / das also das mit Sand vermischte

mischte Wasser auf ihren Leib angefrieret / und sie so zureden einen Eiß-Harnisch überkommen / dannenhero wenn die Tartarn ihre Pfeile auf sie loß schiessen / so prellen solche wieder zurück / als wenn sie auf einen Stein weren loßgedrückt worden.

XXV.

Das Smaragd-reiche Land.

ES scheinet als wenn die Natur Americam desto häuffiger mit Smaragden begabet / weil sie sich demselben an andern Edelgesteinen so sparsam erzeiget. Davon zeuget Petrus de Victoria das nicht allein in West-Indien viel durchscheinender Marmor aus den Bergen nebst andern Edelgesteinen werden gegraben / sondern auch Alpen / oder hohe Gebürge gefunden / die voller Smaragden und gar Frucht reiche Mütter dieses Steins sind: Inmassen die Smaragden so überflüssig daselbst gewesen / daß sie bey den Americanern fast nichts gegolten / ehe und bevor der Geitz der Europäer solche Steine in einen Preiß gebracht. Man grub und scharrete sie nur aus der Gruben / wie gemeine Kiesel-Steine / und ihre grüne Farbe kam vielmehr in Betrachtung / als ihre übrige Würde: bis der Europäer dazu kam / und ihnen zu erkennen gab daß sie nackt wären / das ist / einfältige und unbetrogene Leutlein die ihre Schätze nicht wusten zu schätzen.

Gewiß ists / daß ein Indianischer Printz

über

über den Thal Tessluca, Nahmens Simandoca, einen Spanischen Advocaten / Gonsalvum Ximenium / umb ein Schüssel voll Saltzes gebethen / und ihm hingegen eine tieffe und gantz reiche Smaragden-Grube geschencket / die man nach der Zeit unerschöpfflich befunden / und sind noch zu des Petri de Victoria Zeiten / lange hernach / unzählich viel Smaragden draus ausgegraben. Bisselius in Argnant. Americ. lib. 12. cap. 8. pag. 396.

XXVI.

Die Holtz-Müntze.

DJe Müntze des grossen Chans in Tartarien und Sina wird weder von Golde noch Silber / noch aus andern Metall gemachet: sondern die Sinesischen Müntz-Vorsteher des Käysers / nehmen die Mittel-Rinde von den Maulbeer-Baum / machen dieselbe fest und dicht zusammen / zerschneiden sie in mancherley runde / grosse und kleine Stücke / und drucken das Käyserliche Zeichen darauff. Die geringsten gelten so viel / als ein Toronesischen Heller: die so etwas grösser / einen halben Venetianischen Groschen: andere welche noch grösser zween / fünf oder zehen Venedische Groschen. Ja man findet darunter welche / die gar einen Goldgülden / oder Ducaten gelten. Von solcher Materi nun / läst der Käyser in der Stadt Cambalu (die man heutiges Tages Peking nennet / und eben die fürnehmste Käyserliche Ansitz-Stadt in Sina ist) eine unzehliche Summa Geldes Müntzen / woran das gantze

Reich gnug hat/ und darff keiner bey Lebens-Verlust / in allen Königreichen und Ländern des Kayserʃ/eine andere Müntze ʃchlagen/noch ausgeben/ noch ʃich dieʃer Rinden Müntze weigern. Desgleichen darff keiner / der aus frembden Landen kommt / ʃo den groſſen Sineſiſchen Chan nicht unterworffen / in ſeinen Käyſerthum ſich erkühnen / einige andere Müntzen auszugeben / daher geſchichts / daß nicht ſelten / die Handelsleute ſo aus fernen Landen in Cambalu anlangen/Gold Silber / Perlen und Edelgeſteine zwar mit ſich bringen / und dafür dieſe Käyſerliche höltzerne Müntze einnehmen: aber weil ſolche in ihren Ländern nicht angenommen wird / dieſelbe wiederüm in Sina auszahlen / vor allerhand Wahren die ſie daſelbſt einkauffen/ und mit ſich hinweg führen.

Unterweilen befiehlet der Käyſer auch wol denen die zu Cambalu wohnen / daß / wer Gold / Silber oder köſtliche Steine hat / ſolches unverzüglich ſeinen Beampten oder Rent-Meiſtern einlieffere / und den Wehrt dafür in ſothaner Holtz-Müntze empfahe / durch ſolches Mittel bleiben ſo wol Bürger als Frembden Kauffleute ohne Schaden; und ſammlet hingegen der Käyſer / indem er alles Gold und Silber einwechſelt einen unglaublichen Schatz: bezahlet auch von ſothaner Holtz-Müntze ſeine Beambten/und den Soldaten die Monat-Gelder / nebenſt allen dem was er zu ſeiner Hofhaltung vonnöthen hat. Weil er dennoch mit der Weiſe / aus einer ſo ge-

ring

ring oder nichts wehrten Sache / ein so grosses Geld macht / auch so mächtig viel Goldes und Silber dadurch erlangt / imgleichen alles was der Hof bedarff dafür kauffet / und seine Bedienten davon besoldet : mag ein jeder daraus unschwer abnehmen / daß kein König in der Welt diesen an Reichthumb übertreffe. Marc. Pol. Venetus in dem 2ten Buch seiner Sinesischen / und Tartarischen Reise. Cap. 21. Heutiges Tages aber gebrauchen sie in Sina nach des P. Martinii Bericht lib. 8. Hist. Sin. pag. 287. eine kupfferne Müntze.

XXVII.

Leichen-Procession der Einwohner in Madagascar.

WEnn jemand der von Ansehen ist in Madagascar stirbet / so wird er durch seine Angehörigen und Freunde gewaschen / und mit Ohr- und Arm-Ringen / Corallen und andern Zieraht ausgeschmücket / und darnach in feine Kleider gewunden / und also in einer Matte nach dem Grabe zugetragen ; Aber Leute von grossen Ansehen / werden mit mehr Unkostung zur Erden den bestätiget. Wenn ein solcher stirbet / so wird er auch als Vorige gewaschen / und über dieses wird ihn das Haar abgeschoren / den Frauen eine Mütze auffgesetzt / und werden mit vielen köstlichen Dingen gezieret. Unterdessen kömmt das Hauß-Gesinde nebst denen Bluts-Freunden / Frauen / Kindern / Sclaven und Sclavinnen / und beweinen den Todten / schreyen überlaut /

und lauffen ihnen die Thränen die Backen herunter. Andere wiederholen die rühmlichsten Thaten des Verstorbenen: Wieder andere schlagen auff Trommeln und Paucken/ worauff etliche sehr ehrbar beginnen zu tantzen. Nachdem reden sie den todten Cörper an/ eben als ob er lebete/ fragen denselben wie er gestorben? ob er an einigen Dingen Mangel gehabt? ob er kein Vieh/ Gold/ Silber/ Stahl oder andere Wahren genug gehabt? Nachdem sie nun einen todten Cörper einen Tag lang beweinet und betantzet haben/ so werden des Abends etliche Thiere geschlachtet/ gebraten und unter den Freunden verzehret. Bey den Todten wird stets Licht gebrandt/ und wird der Todte in ein Sarg von zwey ausgehollten Stücken geleget/ welche auffeinander schliessen/ und so werden sie in ein Hauß oder darzu bereitete Hütte getragen/ und in ein Grab ohngefehr sechs Fuß tieff gesencket/ bey welches ein Korb mit Reiß/ eine Tobacks-Büchse/ eine irdene Schüssel/ eine kleine Feuer-Pfanne/ ein Kleid und Gürtel/ nebst andern Eß-Wahren/ und den Verstorbenen auff der Reise nach der andern Welt zu dienen gesetzet wird. Endlich weltzen sie einen schweren Stein für die Thüre und opffern einig Vieh/ auff daß der Teuffel oder die bösen Geister den Todten keine Hindernüß auff der Reise nach den Paradiese thun mögen. Sie sind gewohnet/ den Todten in währender Kranckheit um Raht zu fragen/ und wird sein Geist ersuchet ihnen von künfftigen Dingen zu weissagen.

XXVIII.

Die selßamen Beicht-Väter in Pegu.

IN dem Königrrich Pegu gibt es eine Art von Einsiedlern / die ein sehr strenges Leben führen / und das Gelübde der Armuth thun / auch so wenig / als die zu Gusaratte (deren im ersten hundert gedacht) etwas / das Leben hat tödten / solten sie auch selber für Hunger verschmachten. Diese Ordens-Leute haben einen Obersten oder Abt den man Abedale nennet. So nun jemand einen Todschlag / Diebstals oder andre Missethat gethan / gehet er also bald zu den Vicario oder Stell-Vertreter des Abedales / und berichtet ihm seine Mißhandlung / alsdenn legt ihm derselbe eine Busse oder Straffe auff: und wenn er solchem was ihm dieser Beicht-Vater befohlen / ein genügen gethan / kan ihm hernach niemand deswegen mehr angreiffen: solte er auch die gröste Ubelthat, von der Welt haben begangen. Aber jemahlen verurtheilen sie ihn auch wol zum Tode. Gleichwie einen Ubelthäter wiederfahren / der seinen Bruder erwürget / und unter einen Baum begraben hatte; nachmahls zu dem Charaf oder Unter-Bischoff kam / und ihm seine Missethat bekandte. Massen derselbe erstlich befohlen / er solte den Erschlagenen wieder auffgraben: Und wie er sahe / daß selbiger so übel zugerichtet / den Thäter dazu verdammete / daß er mit dem Todten lebendig solte begraben werden. Einen andern der ihren Abgott

Duma hatte verleugnet / hat derselbige Ordens-Mann in einen Pfuhl werffen lassen. Vincent. le Blanck. part. 1. cap. 20. seiner berühmten Reisen.

XXIX.

Der Japanische Affen-Tempel.

MIt den Affen-Dienst narret der Teuffel fast alle Ost-Indische Länder / insonderheit aber / das Reich Japan / also daß unterschiedliche Tempeln in diesem Königreiche denen Affen zu Ehren gewidmet sind. In Calecut ist nach dem Bericht Alexanders Rosz ein herzlicher Tempel von sieben hundert Pfeilern / den Affen zugeeignet.

Wie denn auch nicht fern von der Japanischen Stadt Tosko ein Götzen-Hauß der Affen stehet / welches nicht weniger Kunst- als köstlich erbauet. In der Mitten desselben ist eine erhabene Götzen-Höhe. Ihr unterstes Fuß-Gerüste / das viereckicht und eines halben Mannes Länge hoch ist / hat oben und unten eine zierliche Leiste / oben auff diesen Gerüste erhöhet sich noch ein anders / welches kaum das dritte Theil so dick ist als das Unterste. Um desse oberste Fläche herum gehet wieder eine dreyfache Leiste / welche nach der Höhe immer breiter wird. Alle Fächer der Götzen-Höhe / sind mit gehauenen Bild-Wercke gezieret. Ein grosses kupffernes Becken stehet auff der Fläche des untersten Gerüstes. Daneben pfleget ein Affen-Priester des Affen-

Spiels;

Spiels; indem er mit einem Stocke tapffer auf das Becken schläget; damit durch diesen Klang/ die Affen-Diener zum andächtigen Götzen-Dienste/ möchten erwecket werden.

Immittelst liegen solche Affen-Diener/ mit den Knien/ Händen und Haupt zur Erden niedergestreckt/ auff beyden Seiten des Götzenhauses/ welches an den Mauren herümb mit Bogen gezieret. Diese Bogen sitzen voller lebendiger Affen/ vor denen gemeldte Affen-Diener ihr Gebeth verrichten. Oben in den Bögen siehet man etliche herfür ragende Leisten/ darauff man eine grosse Menge todter Affen gesetzet/ welche theils liegen/ theils sitzen/ und theils stehen/ wieder andre hinter sich und andre auff die Seite hängen. Uber diese siehet man an den Pfeilern der Schwibbögen/ welche sehr künstlich ausgearbeitet sind/ mehr dergleichen todte Affen-Götzen Reihenweise auffgeputzt: als auch oben uneer dem Dache auff einer breiten Leiste/ denen man täglich grosse Schüsseln mit Speisen vorzusetzen pfleget. Montani Beschreib. Japans.

XXX.

Das wunderliche Loß-Werffen der Sineser.

DJe Sineser halten viel auff das Loß-Werffen/ ja/ setzen ihr gantz Vertrauen darauff. Dannenhero wenn sie eine Reise antreten/ Söhne oder Töchter bestaten/ etwas ausleihen/ kauffen/ wechseln/ oder sonst andre Handlung pfle-

gen / und eine Sache für die Hand / deren Ausgang im Zweiffel steht / nehmen wollen ; So muß stracks und für allen Dingen das Loß gefraget seyn.

Solches ist nun nichts anders / als zwey Stücke oder Scheiter Holtzes / welche nach Mendoxæ Bericht zween halben Nüssen gleich / auff einer Seiten rund und erhaben / auff der andern plat und eben / und mit einem reinen Faden zusammen gebunden. Diese werffen sie für das Götzen-Bild ümb zu vernehmen / was ihr Fürhaber für einen Ausgang gewinnen / ob er gut oder böß seyn werde.

Solches thun sie in allen Geschäfften und Reisen / die sie für zunehmen gesonnen / bitten darneben den Abgott mtt grossen Ceremonien / und freundlichen Worten ümb gutes Glück / verheissen ihnen dabey gute Eß-Speisen / einen Altar-Schmuck oder sonst was kostbahres zu geben.

Wenn dieses Versprechen geschehen / so werffen sie ihre höltzerne Loß-Zeichen / komt nun das ebene Theil über sich / oder aber fällt eines auff das Ebene / das andere auff das runde Theil / halten sie solches für ein böses Zeichen.

Darauff kehren sie sich zu dem Bilde / schelten ihren Abgott für einen Bösewicht / prügeln auch wol das Bild : und wenn sie den Götzen gnug gescholten / gelästert und geprügelt / heben sie wieder an ihn mit schönen Worten zu schmeicheln / bitten ümb Verzeihung / und verheissen ihm mehr Geschencke / als zuvor / wegen des

guten

guten Glücks so sie verhoffen. Werffen also das Loß noch einmahl / und weñ es wol geräth / so loben und preisen sie das Bild / und überschütten es mit Verheissungen : Mißräth es aber / so muß der arme Oel-Götze abermahl herhalten / wie zuvor.

Ist die Sache von hoher Wichtigkeit / und das Loß wil sich allzu lange verziehen / so treten sie zu ihren Bildern hin / werffen solche wider den Boden / treten dieselbe mit Füssen oder werffen sie in der See / oder ins Feuer und lassens ein wenig brennen.

Ja sie geisseln und schlagen offt die arme Götzen / und treiben solches so lange / bis daß die zwey Höltzlein / mit dem runden Theil über sich fallen / welches denn bedeutet / daß ihr Vornehmen einen glücklichen Ausgang gewinnen werde.

Wenn demnach das Loß nach ihren Wunsch gefallen / bereiten sie ihre Götzen köstliche Mahlzeiten / verehren sie mit Gesängen und Lob-Liedern / opffern ihnen dabey Hüner / Enten / und einen gesottenen Schweinskopff / mit grünen Laub gebraten / welches über alles hoch geachtet wird : daneben eine grosse Kanne mit Wein.

Wenn sie solche Opffer verrichten / schneiden sie den Schweinen die Spitzen an den Ohren ; den Vögeln aber die Klauen ab ; also auch den Sau-Rüssel / und solches alles wird in eine Schüssel gethan / sampt etlichen Reiß-Körnern / besprützen es mit Wein / und setzen es auff dem Altar ; das übrige essen sie vor dem Bilde / mit

grosser Freude und Ergötzlichkeit ; kan also der arme Holtz-Klotz hiervon ein schlechtes Fett setzen.

Uber dieses pflegen sie das Loß noch auff eine andre Art zu machen / nehmlich sie nehmen viel kleiner Höltzlein / die mit Zetteln beschrieben sind / thun sie in einen Hafen / und wenn sie solche wohl untereinander geschüttelt haben / so lassen sie ein Kind eines davon heraus nehmen / welches stehet / was für ein Buchstab darinnen stehe. Alsdenn suchen sie in einem Buche / das jenige Blatt / das mit diesen Buchstaben anfahet / der auff den Höltzlein stehet / und deuten dasselbige Blatt / nach dem Geschäffte / so sie zu solchem Loß-Werffen / bewogen hat. Mendoza parte 1. Hist. Sinic. lib. 2. cap. 4. Maffeus lib. 6. Hist. Indic. pag. 272.

XXXI.

Die Zubereitung des edlen Bisams.

DEr wohlriechende Bisam / so aus dem Königreich China gebracht wird / kommt von einem Thierlein / welchs eine wohlschmeckende Wurtzel Gamatua genant / zur Speise gebraucht. Dieses Thierlein wird mit Stöcken zu tode geschlagen / nach dem werden ihm alle Außgänge der Leiber verstopfft / daß kein Blut von ihm gehen kan. Der Cörper oder Aaß wird an einem Ort gelegt / da er bald verwesen kan. Wenn nun die Gebeine also zuschlagen / und das gequetschte Fleisch mit dem Blut vermengt / faul

wird

wird / empfängt er den lieblichen Geruch. Nachdem das Thierlein also wol erfaulet / und (so zu sagen) fermentiret worden / zuschneiden sie solches mit dem Balge in kleine Stück / und machen daraus kleine Stücklein / welches alsdenn der beste / und beruffene Orientalis. Biesam ist / der zu uns in Europa im überbracht wird. Archon. tol. Cosmica. pag. 681.

XXXII.

Die fertigen Schwimmer.

CAspar Balbi gedencket / daß in einer Persischen Gegend / die gantz dürr und unfruchtbar / ohne Bäume und Kräuter / nur von etlichen armen Völckern bewohnet werde / die Leute so treflich wohl schwimmen / daß sie wenn irgend ein Schif vorüberfährt / sich in das Meer begeben / es sey so ungestüm wie es wolle / und solchem Schiffe offt über 6. gantzer Meilweges nachschwimmen / um ein Almosen zuerbetteln: da man ihnen denn etwan Biscuiten (Doppel-Brodt) Datteln / und was sonst vor essen und Speisen im Schiff zu entrathen stehet / hinaus wirfft.

Diese fürtreffliche Schwimmer machen aber / unten an ihrem Bauch einen aufgeblasenen Ball / mit einem Loch so gleichwol nicht übrig weit / kehren das Loch gegen den Bauch / und stopffen es mit demselben zu; damit kein Wasser hinein komme / wissen auch denselbigen Ball dergestalt an den Leib zu bequemen / daß dieser gleichsam darauff ruhe. Und wenn sie die Schiffe erreichen

reichen / thun sie das jenige / was sie erlangen in den Ballen hinein : brauchen es also beydes / zum Auffenhaltung in den Schwimmen / und zum Schanck oder Speisebehalter. Denn sie kom̃t nackt zu den Schiffen / und haben nichts anders / darin sie das Almosen legen können als eben diese Ballen.

In Summa / sie thun es im Schwimmen den Fischen fast gleich / und finden wenig / ja fast nirgends ihres gleichen darinnen / Caspar Balbi im 14. Cap. seiner Reise-Beschr.

XXXIII.

Die seltzam erbaute Virginische Schiffgen.

IN Virginien wächst ein Baum Rakiok genandt / von welchen die Einwohner nebst vielen andern Dingen auch ihre kleine Barquen oder Schifgen verfertigen. Man findet gleichwol hierunter etliche so groß / daß sie 20. Mann mit ihren Bündlein tragen mögen. Dann vorbesagter Baum ist dick / hoch gerad / von einem weichen und gelinden Holtz. Bey ihrer Arbeit in Verfertigung dieser Fahr-Zeuge / gebrauchen sie nichts anders als Feur / ein Steinern Bein und harte Schalen. Vernehmet derohalben ihren seltzamen Schif-Bau.

Erstlich sehen sie sich um nach einen Baum / nachdem nemblich sie ein kleines oder grosses Schif bauen wollen / alsdenn legen sie Feuer auf die Erde / um des Baums untersten Stamm / darein werffen sie Baum-Mooß / und kleine Spän-

lein /

lein / umb der Flamme allein ihre Nahrung zu geben / damit sie nicht zu hoch steige und den Baum zu viel angreiffe. Wenn nun das Feuer so tieff hinein gefressen / daß der Baum den Fall drohet / so machen sie noch ein frisches Feuer rund umher / welches sie so lange brennen lassen / bis der Baum nieder fällt. Hernach brennen sie die Zweigen und Spitzen ab / so weit sie wollen / und also / daß das Holtz die verlangte Länge behalte ; alsdenn legen sie den Stam̃ auff Balcken / die auff höltzern Gäbeln ruhen / so hoch daß sie das Holtz darauff füglich bearbeiten mögen.

Wenn sie nun mittelst sonderbahrer Oester- oder Muschel-Schaalen / die Rinden haben abgeschabt / so behalten sie den besten Theil des Stammes zum Untertheil des Schiffs. An der andern Seite legen sie Feuer über die gantze Länge des Holtzes / ohn an beyden Enden / und lassens so brennen / bis es gnug ist. Alsdenn löschen sie das Feuer aus / und schaben die schwartze Kohl-Rinde mit Muscheln rein ab / hernach legen sie abermahl ein neues Feuer in dem Bauch des Baums / löschen es endlich aus / schaben die Kohl-Rinde ab / und wiederholen dieses so offt / bis der Baum tieff gnug ausgebrandt ist. Relation de Charles Hariot.

XXXIV.

Die seltzame Gestalt und Natur eines Indianischen Vogels.

ALs im Jahr Christi 1596. etliche Holländische Kauff-Schiffe in Ost-Indien / und

um

ümb den Moluckischen Insuln sich auffhielten / ward von dem Könige in Cydago dem Schiff-Mann Jacob Schellingern auff den Schiff Amsterdam / ein seltzamer Vogel nebens noch andern Gaben verehret / der nachgehends in Holland gebracht / und zu Amsterdam öffentlich zur Schau fürgestellet worden. Seiner Abbild- und Beschreibung erwehnet aus der Holländer Tag-Buch von selbiger Schiffahrt / Ulysses Aldrovandūs in app. id. lib. 20. Ornith. folgender massen:

Die grösse übertraf fast doppelt einē Schwan / die Farbe von Leib und Federn (deren je 2. von einem Kiel herfür giengen / und den Strauß-Federn was gleichten) überall schwartz.

Zu oberst auff dem Kopff war ein Bein-hartes Gewächs wie ein hörnern Buckel. Zunge und Flügeln hatte er nicht. So er sich zur Wehr setzte / schlug er mit den Füssen (die sehr starck / und wieder anderer Vögel Art der Hinterklauen mangelten) wie ein Pferd hinten auß.

Was man ihm von Speise vorwarff verschluckte er alles gantz / vermochte einen Apffel von ziemlicher grösse hinein zu schlingen.

Das allerseltzamste war / daß er glüende Kohlen ohne Verletzung einschluckte / mit mehrer Begierde aber / grosse Stück Eiß / womit er sich abkülete.

Die Einwohner nennen dis Thier Emme / und wird es ümb Bandam her mehr als in andern Ost-Indianischen Ländern gefunden.

XXXV.

Das köstliche Americanische Balsam-Gewächse.

Unter anderen köstlichē Früchte und ergetzliche Seltzamkeiten / womit GOtt Americam oder die neue erfundene Länder der so genandten Neuen Welt begabet / ist auch zu zehlen der Balsam / so von den West-Indien sonderlich aus der Provintz Guatimala / Chiaga und andern Orten her in Europam gebracht wird. Daselbst wächset ein Baum von ziemlich starcken Stam̄/ fast in der grösse eines Granaten-Baums / von welchem ein köstlicher Safft / den Palästinischen Balsam nicht ungleich gesammlet wird. Etlicher treufft von ihm selber aus / und ist der beste / eine andere Art aber / wird aus dem Holtz und Blättern gepresset / und durch des Feuers Krafft herauß gezogen. Der allerstärckste und beste kompt aus der Insul Tolu, so am festen Lande liegt nicht weit von Chartagena / welcher an Farbe weiß ist.

Dieser Balsam-Baum hat gar keine Verwandnis / dem Ansehen nach / mit dem Balsam-Städlein in Palästina und dem / so von Cairo und Alexandria gebracht wird / welcher wie er von Naturkündigern beschrieben wird / den Weinstöcken fast gleichet. Part. 9. Americ. lib. 4. c. 18.

XXXVI.

Begräbnis-Ceremonien der Mohren in dem Reiche des grossen Mogols.

Die

DJe Mohren in dem Reich des grossen Mogols haben wunderliche Manieren bey ihrer Todten Begräbniß. Wenn jemand unter ihnen gestorben ist/ heben Weib / Kinder und Nachbahren mit lauter Stim̃e an zu heulen und schreyen. Fragen den Todten warumb er gestorben sey / oder was ihm in diesen Leben gemangelt habe? welches bis in den dritten Tag währet / alsdenn wird eine Mahlzeit / den Verstorbenen zum Ehren-Gedächtnis / angerichtet / mitlerweile wäschet man den Todten Cörpern / und nähet ihn in ein schön weiß Kleid / mit wolriechenden Kräutern bestreuet / und wird also auff eine Trag-Taffel geleget / und mit denen Priestern / die ohn Unterlaß den gantzen Weg langsam Bethen und Lesen zu Grabe begleitet. Es wird die Leiche von 10. oder 12. Personen getragen / und folgen die Freunde mit Gesang hernach / den Todten leget man ins Grab auff die rechte Seite Seite / mit den Füssen nach Mittag / mit dem Haupt gegen Mitternacht / das Angesicht aber gen Abend / darauff wird die Leiche mit Brettern zugedecket / damit sie von der Erden nicht berührt noch beschweret werden ; immittelst das Grab gefüllet wird / sprechen die Umbstehende einige Gebethe bey sich selbst / und kehren alsdenn mit den Priestern wieder ümb nach des Verstorbenen Hause die für desselben Seele bitten / welches 2/ 3/ und mehr Tage wäret / nachdem daß der Todte von Vermögen gewesen ; Es darff auch niemand die Trauer-Zeit über Feuer machen oder Essen

kochen/

kochen / sondern dieselbe wird ihnen von aussen zu gebracht / sie legen zween Steinen die Länge des todten Leichnams zu zeichen / einen zum Haupt / den andern zum Füssen auff das Grab / da denn die Priester einige Capitel aus den Alcoran lesen / und das Brodt brechen / welches sie auff den Steinen liegend unter das Volck austheilen; ob dem Haupt setzet man etwas wie einen Tulband / und auff der Frauen-Gräber eine Haube. Baldæi Malab. & Choromand. c. 6. p. 34.

XXXVII.

Sonderliche Spinnen in America / welche ein buntes Gewebe wircken.

IN America findet man eine Art Spinnen / welche die Einwohner Atocatl nennen / selbige hält sich gern im Wasser auff / und gibt keinen schädlichen Stich von sich / spinnet aber ein Gewebe von mancherley Farben / als rother Goldglantzender und schwartzer / welche gar schön untereinander gesetzt: und muß man mit Verwunderung und Lust zu sehen / wie künstlich sie solches ihr buntes Netzlein zu stricken weiß. Etliche scheckiren ihr Gespinste etwas anders / nemblich mit schwartzen Scharlach- rothen und bleichen Fäden. An den Meer-Gräntzen sol man diese Art mächtig groß finden: die zwar auch nicht sonders giftig; aber dennoch heftig beissen.

XXXIIX.

Noch andere / welche ein dauersames Gewebe wircken.

IN Mexico und Neu-Hispanien / findet man eine Art Spinnen in der Grösse einer halben Citronen / diesen hat die Natur ein Menschliches Angesicht angebildet / und scheinen / als wären sie mit Silber gantz überzogen / haben zwar kleine Füsse / aber lange und scharffe Zähnen: diese machen eine so dauerhafte und feste Arbeit / daß sie den Weibern für eine gestrichte Haar-Hauben / oder Netze dienen: selbe fassen auch ihr Gewebe fein mit einen Saum oder Börtlein ein / und ist so starck daß mans waschen kan / da es denn gantz schön und weiß wird. Er. Francisci Guinesischer ꝛc. Blumen-Busch. cap. 7. p. 150.

XXXIX.

Die grossen Ameisen.

IN denen Orten Brasiliens / die unter den hitzigen Sonenstrich Zona torrida liegen / findet man eine ungeheure Menge schädlicher Ameisen / welche 3. oder 4. mahl grösser sind / als die Europäischen / sie sind theils geflügelt / und dieses sind die schädlichsten / dahero ihnen die Portugisen nicht unbillig den Nahmen Rey de Brasil, weil sie stets über dis Land tyrannisiren gegeben. Ihre Wohnungen oder Ameiß-Hauffen sind die grossen Heuschober / in welchen sie aus dem Felde sammlen / was ihnen zur Speise dienet. Man siehet sie bey vielen tausenden auff etliche Meilweges her ihrer Nahrung nachgehen. Wann der Mond voll ist / so arbeiten sie auch bey der Nacht / im Neu-Monde aber ruhen sie im Begegnen auff dem Felde / stossen sie die Köpffe zusammen / und halten gleichsam Raht

miteinander / ja / sie sehen es zuvor wenn es regnen wil / alsdenn bauen sie ihre durchlöcherte Erd-Löcher und Hügel höher / und beissen den Keim oder Sprößling der ausgeschossenē Frucht-Kern bey zeiten ab / damit der Kern nicht gantz verderbe. Das Land klaget sehr über dis schädliche Ungeziefer / welches an den Feld-Früchten sehr grossen Schaden thut / und kan man bis dato kein Mittel ersinnen denselbigen zu wehren. Doch haben die Ameisen an diesen und andern Orten in Africa einen gewaltigen Feind an dem Thier Tamandua Miri / und an einer gewissen Art Bären / welche ihr Elen-lange Zungen tieff in die Ameiß-Hölen hinein stecken / und dieses Ungeziefer ein grosse Menge nach dem Rachen ziehet / und verschlinget.

In dem Americanischen Königreich Neu Granada / findet man Ameisen die eines Finger-Gliedes lang werden. Die Panches, eine gewisse Viehische und armselige Nation / pflegen diese grosse Ameisen zu braten / und als ein Lecker-Bißlein auffzusetzen : diese sollen auch sehr gut befunden worden seyn wider den Grieß / Sand / und Stein. O. Dappers Americae Descript. lib. 3. c. 2. 4. & 5.

XL.

Das achte Wunder-Werck der Welt / Oder : Die Sinesische Wunder-Mauer.

DEr gelehrte Erasm. Francisci gibt von dieser Wunder-Mauer in seinem Ost- und West-

Indianischen Lust- und Staats-Garten aus denen berühmsten Reise-Beschreibungen folgenden Bericht:

Diese Weltberuffene Mauer erstrecket sich von Morgen gegen Abend / so weit / daß sie nicht nur eine / wie zwar etliche von den alten Scribenten gewähnet / sondern gantzer vier Sinesischer Provintzen / nemblich Leaotung, Peking, Xansi und Xensi Nordwerts umbgürtet. Ihren Anfang nimmt sie in einen See-Busen / zwischen besagter Provintz Leaotung und der hangenden Insul Kore wo der Fluß Yalo aus Ost-Tartaryen daher ströhmet / von dar gehet sie nach Westen bis an der Stadt Kin, in der Vogtey Xensi / beym Ufer des gelben Flusses. Nicht aller Orten läufft sie eben gleich oder gerade zu: sondern gewinnet etlicher Orten einige Krümen und Bussen. Ist doch nirgends gebrochen oder zertrennet: sondern gehet continuirlich aneinander in einem Stücke fort / ausbenommen auff der Nord-Seiten der Stadt Siven / in der Vogtey Peking, (Neuhoff setzt auff der Nord-Seiten der Vestung Hingoh,) wie dieselbe mit der Provintz Xansi grentzet / woselbst eine kleine Ecke eines hohen unersteiglichen Gebürges sich interponirt / und sie allda voneinander theilet / allda wo sie den gelben Fluß einen Durchgang verstattet. Die andere kleine Fließ-Wasser so von andern Ländern in Sina kommen / machen keine Spaltung noch Trennung darin / sondern passiren unten hindurch / unter den obenher gebauten

Gewöl-

Gewölben oder Bogen-Brücken. Sonst ist sie überall gantz und unzertrennet / auch allenthalben gleich gestaltet / und zwar nicht allein in ebenen flachenem Felde / dessen es selbiger Gegend wo die Mauer ihren Stand hat / wenig gibt / auch nicht nur an den Ecken und Krümmen der fürhangenden Gebürge / sondern auch allda wo sie die Gebürge selbst übersteiget.

Es stehet in gemessener weite / unterschiedlicher Orten hohe und starcke Wacht-Thürme darauff / nebenst etlichen Thoren / da man wenns die Noth erfordert heraus gehen kan. Nechst dabey liegen innerhalb derselben etliche gewaltig-feste Castelle und Schantzen gebauet / die so wol zur Beschirmung der Mauer / als den Besatzungen zur Wohnung gereichen. In solchen Schantzen und Vestungen / hat nicht allein vormahls der Sinesische Käyser / zur Defension derselben eine Million Soldaten pflegen zu halten / sondern es hält auch noch heutiges Tages der grosse Tartar-Chan eben so viel: und dieselben müssen vorerwehnte Wacht-Thürme / Tag und Nacht wechselsweise bewohnen.

Der Jesuit Gonzales de Mendoza schreibt / sie sey 500. Meilen lang: Jedoch also daß 400. solcher Meilen / durch natürliche Gelegenheit solcher Gestalt bemauret / und durch einen Strich höher Berg zusammen gefüget werden / die übrigen hundert aber / zu Erweiterung der vorigen / und Ausfüllung des Platzes / so zwischen gedachten Plätzen leer bleibet ein aus starcken ge-

hauenen Steinen gebauete Mauer haben / die am Fundament sieben Klaffter breit / und noch eins so hoch ist. Hernach im 2. Theil der Sinesischen Historien / wiederholet er dis letzte / nebenst Vermeldung / die gearbeitete und gemachte Mauer sey zwar mit unzehlich vielen Bollwercken gezieret und gestärcket / aber dennoch so fest nicht / weder die vier hundert Meilen lange natürliche Mauer.

Es wird aber dem Mendoza leicht zu verzeihen seyn / wenn er der Mauren eine gar zu grosse Länge zugeschrieben ; angesehen sie nicht länger ist als dreyhundert teutsche Meilen ; wiewohl auch dieses eben lang gnug ist. Denn weil sie 20. Grad begreiffet / kan man daraus leicht erweisen / daß sich ihre Länge auff dreyhundert Meilen erstrecke / und der Anfang so weit vom Ende sey als wie die Stadt Dantzig in Preussen von Cales in Franckreich / oder so man von den Meridian oder Mittager anrechnet / wie gemeldtes Dantzig von Messana in Sicilien. So wird sich auch in der That nicht also befinden / daß die Mauer nur hundert oder achtzig Meilen lang / durch Menschen Hände / das übrige aber von der Natur / vermittelst der Gebürge und Felsen erbauet sey. Denn obzwar die gemachte Mauer an vorgemeldten zweyen Orten / nemblich an der Nord-Seiten / der Stadt Siven / und zum andern den gelben Strohm zu gefallen / sich auffthut ; weil dort das rauhe / und unwandelbahre Gebürge hie das Wasser an statt

einer

einer starcken Mauren sind ; so währet doch solches nicht lang / und gehet selbiges Gebürge bey weiten nicht so weit / daß es nur hundert wil geschweigen vier hundert Meilen austragen solte / sondern aus jetzt wiederhohlten zweyen Spaltungen / steiget die Mauer continuirlich mit Berg auff / Berg ab (und nicht nur durch die Ebene allein / wie zwar Mendoza mag gewohnet haben : Jumassen das ebene Feld wie vor erwehnet / den geringsten Platz an solcher Mauren ihm zueignen kan / betreffend aber die Höhe und Breite / so ist sie 30. Elen hoch / und zwölff / offt aber auch funffzehen breit.

Es haben sonst auch zween Patres / nemblich Albertus Dorville und Pater Gruberus , nachdem sie von der Käyserlichen Residentz Peking ausgereiset / innerhalb zweyen Monathen / diese weltberühmte Mauer erreichet / bey der Stadt Siningfu die gleichsam eine sichere Vestung und Schirm derselben wider die Tatarn. Von diesen ist sie so viel des Orts Gelegenheit leiden wollen / auffs allerfleissigste und genaueste beobachtet / dazu auch abgerissen worden / da sie denn unter andern gemercket die Mauer sey so breit / daß sechs Reuter geraum und unverhinderlich / in einer Reihe / darauff nebeneinander hinreiten können : Item / daß die Maner von den Einwohnern der Stadt Siningfu zum öfftern werde besucht / so wol wegen der trefflichen gesunden Lufft / die aus der anstossenden Sand-Wüsten daher wehet ; als wegen anderer Belustigung angemerckt /

merckt / die Mäuer so hoch / daß ihr allenthalben freyer und weiter auch über die massen lustiger Prospect / den An- und Inwohnern leicht zu sich lockt / zumahl die Stuffen / so daran gemacht / gar gemählich hinan zu steigen sind / die Länge der allerbreitesten Mauren bis an das andere Thor / durch welches man in die Stadt Sucien, aus der Wüsten gehet / ist wie gedachte Patres zehlen / so groß daß man sie in achtzehen Tagen kaum übergehen kan : welche Reise ihrer viel nicht so sehr nothwendiger Geschäffte halben / als aus curiosität verrichten / nachdem sie zuvorn von den Gubernatorn zu Siningfu Vergünstigung erlanget / und sich mit Nothdürfftiger Zehrung versehen.

Innerhalb der Mauren siehet man als wie von einen hohen Hügel / unzehlig viel Wohnungen ; ausserhalb aber derselben in der beyan liegenden Wüsten / allerhand wilde grausame Thiere / als Tiger / Löwen / Elephanten / Nasehörner / Leoparden / wilde Ochsen und Einhörner (so ein Art von gehörneten Wald-Eseln) welches eine seltzame und ungewöhnliche Schau-Lust gibt / denn man kan ihnen als wie von einem Thurm in anmuthiger und gefahrloser Sicherheit zu schauen / wie sie offt so manchen grimmigen doch vergeblichen Anspruch thun ; vorab von den jenigen Theil der Mauren / das gegen Mittag den besser bewohnten Ländern Quansi, Junnam und Tibet zuläufft / denn von dannen pflegen sie zu gewissen Zeiten des Jahrs / Triftweise / und bey gantzen Hauffen / nach den gelben

Fluß /

Fluß / und denen Hecken oder dicken Büschen / welche der Mauren am nechsten entweder auff die Futterage / oder der Jagt halben zu gehen.

Belangend den ersten Erbauer dieser grossen Wunder-Mauer / findet man in den Sinesischen Reise- und andern Beschreibungen unterschiedliche Meynungen / oben angezogener Mendoza schreibet: Sie sey eine von einem König Nahmens Tzintom / der mit den Tartarn Kriege geführet / zum Schirm seines Reichs wider dieselbe erbauet. Solchen gewaltigen Bau zu vollenziehen / habe derselbe den dritten Theil seiner unterthanen / je zu Zeiten von 5. Mann zween zu solcher Arbeit angestrenget / da denn obgleich die Einwohner jedwederer Landschafft an denen Oertern die ihren Hausern am nechsten in der Arbeit verblieben / nicht desto weniger alle die jenigen / so dahin gegangen / entweder von der langwierigen Reise / oder weil sie der unterschiedlichen Luft nicht ertragen können / gestorben sind. Dannenhero das gantze Reich gerebelliret / und den König sampt seinen Söhnen erschlagen.

Aber Pater Martinus Martinius, ertheilet hierüber einen andern glaubhafftern Bericht: Denn laut seiner Erzehlung hat des Käyserlichen Stamms Chinæ Anfänger Xius, der sonst auch Chingus von ihm genandt wird / und vermuthlich eben derselbe ist / welchen Mendoza Tzin-

tom benahmset / dieses Welt-Wunder / wil sagen den den grossen Bau dieser Mauer / welche Sina und Tartarien scheidet / im Jahr vor der Geburt Christi Tausend zweyhundert und funffzehen angehebt / und in fünf Jahren vollendet. Daß er aber deswegen sampt den Seinigen / solte / in der Auffruhr und Rebellion seyn erschlagen worden / ist irrig / sintemahl ihm / im 37sten Jahr seiner erlangten Herrschafft eine Kranckheit zu Bette geworffen / und endlich gar auffgerieben : wie jetzt gerühmter Martinus in seinen Sinesischen Historien / bezeuget. Dieser Chingus oder Xius hat anfangs eines Käyserlichen Stadthalters Würde vertreten ; aber den Groß-Königlichen Stamm Cheva ; sampt allen dessen Anhang und Vasallen / durch Waffen nach und nach ausgerottet odrr bezwungen / hernach da er zum Käyserlichen Thron gestiegen / seinen Feld-Herrn Mungtienum mit dreyhundert tausend Mann wider die Tatarn geschickt / der dieselbe zu unterschiedlichen mahlen tapffer geklopfft / endlich nach reiffer Erwegung / wie doch das Reich Sina für solcher wilden erbfeindlichen Völcker Anfällen möchte gesichert seyn / diese gewaltige Mauer auffzurichten beschlossen / auch im 22sten Jahr seiner Käyserlichen Regierung / das Werck solcher Gestalt angefangen / daß aus jedweden zehen Männern / durch gantzen Sina täglich drey daran arbeiten / und ein gewisses Stück vor sich nehmen müssen ; wie der Sinesische Atlas meldet / denn die Sinesische

Historie desselben Authoris spricht: Es habe sich der dritte Mann / aus dem gantzen Reiche zu dieser Arbeit müssen einstellen.

Neuhoff der Niederländische Scribent thut (ohne Zweiffel aus des Mendozæ Bericht) hinzu / daß er zuletzt / aus jeden fünffen zween Menschen dazu genommen; welches auch wol seyn kan.

Das gantze Werck ward von Kiesel- und andern Steinen auffgeführet / und so fest und dicht gemauret / daß man kein einiges Ritzlein daran finden kunte / denn der Käyser hatte ein strenges Gebot lassen ausgehen / wofern einiger Orten / in die Fugen des Wercks sich nur ein Nagel liesse einschlagen / solte es den jenigen der an solchem Stück gearbeitet / den Kopff kosten. Es schreiben die Sineser / der Anfang dieser Mauer so in vorberührten Seebusem / bey der Provintz Leaotung gemacht / lauffe etliche Stodien oder Roß lauffe ins Meer / und stehe allda auff Schiffen gegründet / welche mit Eisenklumpen gefüllet / und daselbst versencket / um das Werck desto beständiger und standhafter zu erhalten. Bisher aus Neuhoffs Sinesischer Reise-Beschr. Gonzalis Mendozæ Sinesischer Histori / Martini Martinii Atlante Sinico und Kircheri China illustrata, Erasmus Franciſci in seinem Ost- und West-Judianischen Lust- und Staats-Garten.

XLI.

Die abscheulichen grossen Wasser-Schlangen.

Die

DJe reisende Leute / werden in Guina sehr gefährt von den Schlangen / die daselbst von mancherley Gattung und Grösse sich anffhalten. Dieselbe sind zwar nicht gifftig / wie die Unsrige / ja Theils gar ohne Gifft / aber hingegen desto gefräßiger / fressen die Leute / und werden gefressen / die gemeinste Art strecket sich in die Länge / auff zwantzig auch wol 25. Spannen / und auch fünff in die Breite. Denn wiewol man noch viel grössere zuweilen antrifft / nehmlich zu 30. Schuhen gibts doch deren keine solche Menge wie der andern.

Solche ungeheure Schlangen leben so wol im Wasser als auff dem Lande / bleiben offt auff dem Lande liegen als ob sie schlieffen : wenn sie sich nehmlich dick gefressen : werden aber vielmahls darüber von den Mohren ertapt / umbgebracht / und gefressen : sintemahl die Mohren dieses Landes ihr Fleisch besser / als Hüner-Fleisch halten. Die Niederländische Schiffahrts-Relation meldet / ihr Rachen sey so groß / daß sie Hüner und Gänse konten verschlingen. Aber Pigafetta sperret ihnen den Rachen (und zwar nicht unglaubhafft) weiter auff : sintemahl er in der Beschreibung des Königreichs Congo gedencket : daß sie einen Hirschen / oder andres Thier von selbiger grösse auff einmahl verschlingen können ; die meiste Zeit im Wasser sich auffhalten / aber der Nahrung halben offt ans Land begeben die Bäume hinan steigen / und allda in der höhe / auff das umbher weidende Vieh lauren / bis selbi-

ges

ges ihnen so nahe kommt / daß sie sich mögen darauff schwingen / da sie denn gählings herunter schiessen / das arme Vieh umbschlingen / und so wol mit ihrer schweren Last / als mit den Gebiß / dergestalt drücken und abmatten / bis es todt daniedet fällt; Hierauff schleiffen sie es an einen einsamen Ort / und fressens daselbst mit Haut und Haar / Hörnern und Klauen. Nach solcher Uberladung des Magens schlaffen sie denn / wie vor erwehnt gleich einen besoffenen Menschen / bleiben also 4 / 5 / oder 6. Tage liegen / in so tieff eingeschlummerten Sicherheit / daß ihnen auch wol ein Kind das Leben nehmen solte.

Zu gewissen Zeiten ziehen diese grosse Schlangen ihre Bälge / oder Haut aus: Unterweilen auch wol vor der Zeit / wenn sie sich nehmlich überfressen haben / und alsdenn die Haut durch allzuweite Ausdehnung runtzlicht worden.

Es suchen die Leute einen solchen Schlangen-Balg fleissig / umb selbigen zur Gedächtnis und Verwunderung auffzuhencken. Noch viel fleißiger suchen sie die Schlange selbst um des Fleisches willen: Können aber derselben kaum anders mächtig werden / ohn auff zweyerley Weise: Erstlich wenn die Schlangen schlaffen: hernach wenn irgend ein grosser Wald von Hitze sich entzündet hat: zu welcher Zeit alsdenn alle die sich von ihren Wassern zuweit entfernet / und in den Forst vertieffet / halb gebraten gefunden werden / und den Einwohnern ein Wohlleben machen;

machen ; als welche allerhand andre gebratene Speisen gerne dafür stehen lassen. Er. Francisci Guinesischer und Americanischer Blumen-Püsch. c. 5. pag. 88. §. 1.

XLII.

Noch eine andere Art grosser Land-Schlangen.

UNter den Land-Schlangen nimmt die Cobra de Veado / wie sie von den Portugisen in Brasilien genennet wird / mit ihrer grösse den Preiß weg / und kan eben die Kunst / welche obgedachte grosse Wasser-Schlangen ; nemblich gantze Hirsche verschlingen.

Diese grosse Schlangen werden in America 18 / jemahlen 24. Schuh lang gefunden. Seynd gar zierlich Aschgrau / und Kastenbraun geschäckt / und überdas / mit schwartzen aneinander gleichsam geketteten und vergliederten Flecken gezieret / in deren Mittel-Punct weisse Fleckslein herfür scheinen.

Sie haben nicht so viel Gifft wie andere / daher so wol die Niederländer / als die Schwartzen ihr Fleisch zur Speise geniessen.

Diese Schlange / wenn sie hungrig ist / springt aus den Hecken und Gepüschen herfür / steuret sich auff das eusserste seines Schwantzes / welcher / als wie mit zweyen Vogelklauen oder Nägeln gerüstet ist / richtet sich also schrecklich empor / und kämpffet hart so wol mit den Menschen als wilden Thieren : zischet auch heff-

tig /

tig / wenn man sie erzürnet / unterweilen wirfft sie sich hinterlistig von einen Baum herab / auff den Wanders-Mann / beschlängelt und betruckt denselben so hart / daß sie ihn offt mit den blossen Umbfahung allein erdruckt / oder ihm auch ihren Schwantz ins Gesäß auffs allertiefffste und hartiste hinein schlägt / und also denn gar aus machet. ibid. p. 92. §. 5.

Wie schreck- und schädlich nun diese Schlangen gleich den Hirschen und Rehen fällt / wird sie doch von den Ameisen (als einen gar kleinen Feind) umbgebracht / welche mit einem grossen Schwarm derselben ins Maul fliegen und sie ersticken. ib. p. 92.

XLIII.

Die gläntzende Schlangen.

In America findt man eine Schlange die Boiobi genand wird / selbe ist Laub-grün und schön gläntzend / hat einen weiten Mund / und schwartze Zunge : schleicht gerne in den Häusern herumb / schadet aber niemand der sie mit frieden läst. Wil man sie aber vexiren / so richtet sie sich auff / erwischt den Menschen die Hand und versetzt ihm einen solchen gifftigen Biß / daß auch die allerbewehrteste Gifft-Mittel kaum dafür helffen. ib. pag. 94. §. 7.

XLIV.

Der Indianische Schlangen-Tantz.

So abscheulich die Schlangen sind / so hoch werden sie von den Indianischen Heyden / insonder-

sonderheit auff der Malabarischen Küste geehret/ der König daselbst die Bramas und Nayros halten diese Geschöpffe vor Gottes Geister/als welche geschaffen worden den Menschen zu plagen/ und ihn seiner Sünden halber zu Casteyen. Doch siehet man viele Landläuffer oder Storgen in selbigen Landen/ welche mit grossen Körben/so mit Schlangen angefüllet sind / das gantze Land durchstreichen. Diese Körbe tragen ihrer zween mittelst eines Stocks/ und haben auch weiß Brodt darin / zur Speise für ihre angenehme Würmlein. Etliche solcher Schlangen sind 6/ 7/ bis 9. Fuß lang / obgleich nicht dicker als eines Mannes Finger / und Graß-grün von Farbe / andere aber groß/ dick und greiß gesprenckelt. Auff das Gelaut der Malabarischen Landläuffer/so sie mit einen gewissen Instrument als eine Sack-Pfeiffe/klingend ohn Unterlaß machen / erheben sich die Schlangen auff ihre Schwäntze / richten den Leib sehr hoch in die Höhe / etliche sperren die Finnen / so nahe am Kopffe sitzen / aus einander / und tantzen solchergestalt auff eine wunderliche und gantz greßliche Weise. Sie stellen sich gegen einander als wolten sie kämpffen / und greiffen einander so grimig auff die Haut / als woite eine die andere zerreissen und verschlingen / welches bey den grossen Schlangen ohne Schaudern und Entsetzen nicht mag angesehen werden.

Die

XLV.

Der zu einem ewigen Leben erbauete Pallast.

VIelen grossen Potentaten scheinet auff dieser Welt manchmahl nichts anders zu mangeln/ als die einzige Unsterblichkeit / so gar uppig leben sie / ja sie liessen wol mit jenem Cardinal unserm HErren GOtt gerne den Himmel allein / wenn ihnen nur ihre Lust-Gärten und Palläste auff ewig unbenommen bleiben möchten. Die alten Sinesischen Käyser hatten eben einen solchen Sinn / ja sie stiegen noch höher / denn sie strebeten gar nach der Unsterbligkeit / welche zu erlangen / sie allerhand Mittel und Erfindungen ausgesonnen / auch manchen Betrieger zuweilen das Ohr geborget / ja gar das Hertze eingeräumt/ und darüber grosse Thorheiten begangen haben.

Einer von diesen mit Nahmen Hiou hat ihm deswegen einen Pallast lassen auffbauen / von lauter wohlriechendem Holtz-Wercke / nehmlich Cedern / Cypressen / Camphor und andern dergleichen / davon man auff die 16. Stadien weit / oder auff eine gute Frantzösische Meile den Geruch gar lieblich und leicht riechen kunte.

In denselben Pallast ist ein kupfferner Thurm auff seinen Befehl auffgerichtet / welcher zwantzig Meß-Ruthen hoch gewesen / über welchen sich jeder Mann verwundern müssen.

Von unten bis oben hinauff an die oberste Spitze / hat man eine Schnecken-Stiege hinan steigen können. Daselbst fand sich ein gewaltig

hohes Becken von Kupffer / so nach einer Menschen Hand gegossen / darin man täglich den allerreinesten Thau auffienge. In sothanen Himmels-Thau beitzete / und weichte er Perlen ein / als eine vermeinte Artzeney des ewigen Lebens / dadurch er die von Betriegern ihm versprochene Unsterblichkeit möchte zuwege bringen. Uber das hat er denselben Pallast so prächtig und köstlich gezieret / daß die Palläste aller Sinesischen Käyser bis auff den heutigen Tag gegen solchen Glantz und Pracht nur ein Schatten gewesen / Martinius lib. 8. Sinic. Hist. Happel. Rel. Curios. part. 4. pag. 419.

XLVI.

Die sonderbahre Eigenschafft des Königreichs Peru.

IN America hat das beruffene Königreich Peru etliche gar sonderbahre Eigenschafften / welche in den andern West-Indianischen Ländern nicht gespühret werden. Selbige Eigenschafften sind folgende:

Erstlich; wehet in diesem gantzen Lande ein einiger Wind / welcher doch sonsten unter der Zona Torrida nicht / sondern sein Contrair-Wind Wind / nemblich ein Süd-West-Wind sich findet. Zum andern ist dieser Wind in andern Ländern Indiens / der aller ungestümste / schwermütigste und ungesundeste: dis Lands aber / ist er der allerangenehmste und gesundeste / so gar /

daß

daß er die einige Ursach ist / daß die Küsten des Meeres in diesem Lande wohnbar sind / die sonsten wegen der allezeit grossen Hitze / und unerleidentlichen Hitze / nicht füglich würden können bewohnet werden.

Zum dritten / regnet noch donnert / hagelt / oder schneyet es niemahlen auff der Küste / da doch unweit davon es regnet / donnert und schneyet.

Zum vierdten siehet man in diesen Reiche 2. Reihen Berge neben einander / auff einer Poli Höhe gelegen / der eine Theil ist durchgehends mit Bäumen bewachsen der andre aber gantz kahl.

Zum fünfften wird gantz Peru / nach der Länge des Meers in drey sehr lange doch aber gar schmale Strich Landes / von Norden in Süden abgetheilet. Ein Theil begreifft die Ebene oder das flache Land am Meer gelegen. Der ander begreifft in sich die Berge. Und der dritte / die so genandte Andes (sind überaus hohe steile Stein-Felsen und Klippen /) das flache Land am Meer / von West in Osten / hält in der Breite kaum zehen Meilen ; das Gebürg / Sieras genandt / zwantzig : und die erstgenandte Andes, auch zwantzig Meilen. Hat also die gantze Breite dieses Landes nicht mehr als 50. Meilen ; die Länge aber von Nord in Süden erlauffet sich auff Tausend. Auff der Ebene am Meer regnet es niemahls / dahero auch die Gebäude ohne Dächer / oder / da etlicher Orten deren gefunden werden / sind sie von Matten mit etwas drauff gelegter Erden. Auff den Bergen Sieras / reg-

net es vom September bis zum April / die übrige Zeit des Jahrs ist schön und helles Wetter / dieses geschicht / wann die Sonne entfernet : so bald sie sich aber nahet / gehet das Regen-Wetter an. Auff denen Andes regnet es fast durchs gantze Jahr ohne Auffhören / nur zuweilen kläret es sich auff und wird schön. Auff den Bergen fahet der Sommer an im April / und dauret bis im September. Der Winter aber / währet vom October bis zu Ende des Mertzens. Auff den flachen Lande längst der Meer-Küst zeiget sich das Wider-Spiel / denn wann daselbst der Winter sich endet / so fänget er auff dem Gebürge erst an. Seifrieds Wunder in der Natur / part. 2. §. 32. pag. 525.

XLVII.

Der edle Jugend-Stein.

IN Ost-Indien wird ein gewisser Stein gefunden / den die Portugisen daselbst Pietra de Cavar, den Jugend-Stein nennen / man hält ihn daselbst sehr hoch / weil die Indianer in den Gedancken stehen / wer denselben täglich in der Speise gebrauchet / den gebe er Krafft das Leben zu verlängern / und gleichsam in steter Jugend zu blühen / also / daß er nicht ungestalt werde / keine Runtzeln bekomme / auch für allem was ihm seine lebhaffte Schöne verderben lange Zeit verwahret würde / derohalben auch die Könige und groffe Herren ihre Gefässe / als Schüsseln / Töpffe / Trinck- und Tafel-

Geschirr

Geschirr davon machen lassen / in Hoffnung / in wolgestalter Jugend zu bleiben. Linschot. part. 4. cap. 42.

XLVIII.

Die Feuer-fangende Aepffel.

IN Indien und Arabien / werden sonderbahre Aepffel gefunden / welche äusserlich zwar die Gestalt eines gesunden und frischen Obsts præsentiren / aber doch gleichwol zu nichts anders nütze sind / als zum Zunder / indem sie also beschaffen / daß sie / wenn mit einem Stahl Feuer darauff geschlagen wird / dasselbe als ein Zunder entfangen / und alsdenn weiter zu Anzündung der Licht-Kertzen dienen. Joh. Heinr. Ursin. Salom. Evang. P. 1. p. 343.

XLIX.

Die Sinesischen Kunst- und Pracht-Felsen.

DEr wohlgereisete Johann Neuhoff, kan sich nicht gnug verwundern / über die ungemeinen Kunst-Klippen / welche die üppigen Sinesen weyland / erbauet haben. Seine Worte hievon sind folgende: Ehe man an das Dorff Pekkinsa komt / siehet man ferne nicht weit davon am Strande / etliche Stein-Klippen vom Menschen Händen gemacht / dermassen künstlich ausgearbeitet / und so Wunder-schön formiret / daß nicht so sehr die Künstler als die Natur selbst des Wercks Meister zu seyn / scheinen: Aber der leidige Krieg das reissende und verschlingende Thier / welches auch Könige und

Fürsten ihrer Landen beraubet / hat dieselben so jämmerlich zerrissen und zerbissen / daß sie mehrentheils gantz geschändet und verdorben / so daß man der gestumlete übrige Stumpff nur noch etlicher massen weisen kan / mit was Glantz sie weyland geprahlet und gepranget / welchs Zerbrechen und Niederreissen solcher Kunst-Klippen / und wunder-artigen Stein-Felsen / eine Sonnen klahre Anzeigung ist / wie grausam der rasende Tartar / in dem letzten Krieg hin und wieder im Reich gewütet / nehmlich dergestalt / daß er nicht allein die grossen Städte / neben andern in Brandt gestecket / zubrochen / eingerissen / zerstöhret und zu Grunde verwüstet / sondern auch nicht leiden können / daß einige geringe Oerter und schlechte Dörffer / von solchen fürtrefflichen Kunst-Stücken etwas Ehr und Ansehen hatten. Denn ja billig jemand sagen möchte / der Tartar habe diese Kunst Stücke an den gemeldten schlechten Oertern geschändet / zerschmettert / und überm Hauffen geworffen / nur zu dem Ende / auf daß nicht dieselben / sonden grosse Städte / und fürnehme ansehnliche Oerter allein / damit prangen / und desto mehr Glantz und Herrlichkeit vor jenen haben möchten. Wie dann noch heutiges Tages daselbst sothane Kunst-Stücke / allerdings unverletzt / und in vorigem Zustande vorhanden / massen insonderheit an denen / so man in der Käyserlichen Haupt-Stadt Peking siehet / klahr und offenbahr / als welche der Tartar bey hiesiger Stadt Eroberung / gantz

und

und ungeschändet gelassen / ja so hoch sind der Zeit bis auff diesen Tag gewürdiget / daß niemand denn seine Käyserliche Majestät / und dero fürnehmsten Reichs-Räthen ein freyer Zugang dazu gestatet wird.

Das Ansehnlichste unter allen im gemeldten Dorffe / das am wenigsten geschändet / und noch etwas von seinem vorigen Glantz behalten / hub seine zierliche Spitze oder Gipffel über die 40. Fuß in die Höhe. In der Mitten hatte es zwey artliche und gar künstlich ausgehohlete Gemächer / die fein gerad übereinander gefüget waren / und diß Kunst-Stück in zwey gleiche Theil von einander scheideten. Zu diesen Gemächern steiget man auf einer Windel-Treppen / so ebenmässig nicht weniger kunst- als köstlich gebauet / so wol oben als unten 4. Tritt breit ist / hinauf. Diß gantze Werck / so man billich vor das Achte Wunder-Werck der Welt halten möchte / bestund aus Tohn / Leim und dergleichen Materie / welches alles so künst- und Artlich formiret / auch dermassen hart gebacken war / daß man über die Erfindung / Kunst / und anmuthige Gestalt des gantzen Wercks sich entsetzen / und verstummen muste. Ja fast gar vor Verwunderung entzückt ward / daß Menschen Hände die Natur so eigentlich hätte nach Affen können. In einem prächtigen Garten bey der grossen Stadt Nanking in Sina, ist auch ein schöner Berg zu sehen / der von mancherley polirten Marmor gar künstlich zugerichtet ist / und sind darin unterschiedliche Lust-Höh-

len gehauen / nebst welchen er auch andere Gemacher / Höfe / und Hof-Plätze / Stiegen / oder Treppen / deßgleichen Fisch-Teiche und Bäume / und viel andere Dinge mehr begreifft / an welchen Lust und Kunst miteinander ringen.

Nanking hat sonsten durch den junge Tartar-König einen solchen Stoß erlitten / daraus es sich gar schwerlich erretten wird / denn darin ist es seiner besten Zierde beraubet / und so gar zu Grunde gerichtet worden / daß es von den Feinden selber bejammert ist. Im übrigen wird des Kunst-Felsen daselbst Anmuth und prächtige Lust dadurch vermehret / daß solcher in einer solchen Figur gebauet / welche einen artlichen Labyrinth oder Irrgarten präsentiret. Denn wiewol es keinen überaus grossen Platz einnimmet / wird doch einer der alles besehen und begehen wil / 2 / ja 3. Stunden darüber zubringen / bis er endlich zu einer andern Pforten wieder heraus kommet. Trigautius lib. 4. cap. 6.

L.

Die zwar kleine aber dennoch sehr fräßige Thierlein.

IN Ost-Indien und vorab in der Landschafft Jamaica gibt es eine besondere Art Milben / die nicht so wol zusehen als zu empfinden sind. Diese Thierlein werden von den Mohren in ihrer Sprache Chegi genennet / und machen den Einwohnern dieser Orten sehr grosse Ungelegenheit / folgender massen. Sie beissen durch die dickste

Haut

Haut ihrer Füsse tief in das Fleisch hinein / und weil sie überaus klein/können sie solches nicht eher bis an den siebenden Tag entfinden / von dannen fangen sie an / durch den gantzen Fuß zu kriechen / und die Zehen an denselben abzufressen/wenn nun nicht zeitliche Hülffe geschicht / ziehen sie durch den gantzen Leib / und wird der Mensch von ihnen allgemach lebendig nicht ohne grossen Schmertzen gefressen. Heinf. Oldenburg. Acta Reg. hoc Angl. ad An. 1668. P. 393. Gotthold s. Ernst zufältige Andachten p. 357. Them. LXXV. edit. in 8vo.

LI.

Die seltzame Frucht Peci.

IN den offt genandten Königreich China und zwar in den Land-Strich Chekiang wächset in stillstehenden Wassern eine Frucht Peci genant/welche ist rund und nicht viel grösser als eine Castanie. Der Kern / welcher mit einer gar zarten Erdfarben-Häutlein bekleidet / ist inwendig voll schneeweiß-safftiges Marck / ein wenig härter als das Fleisch gemeiner Aepffel / eines anmuthigen weinsäuerlichen Geschmacks / wenn mit der Frucht zugleich ein Stück Kupffer / oder dergleichen Müntz in den Mund genommen wird/ so lässet es sich von Stund an zu höchster Verwunderung mit sampt der Frucht zermalmen / und wie einen weichen Brey zerkäuen / dahero sie auch sonst die Kupffer brechende Frucht genant wird Seyfried. Med. Mir. nat. pag. 671.

LII.

Der gifftige Baum.

IN den Insulen des Antilles grünet der weitberuffene Masenilien-Baum. Dieser hat anmuthige Blätter / und trägt rothgestreiffte Aepffeln. Wenn diese genossen werden / erwecken sie einen Todesschlaff / sonsten aber schmecken sie wie Hasel-Nüsse. Wann sie ins Wasser fallen verfaulen sie nicht darinnen / sondern bekommen eine Salperigte Rinde / vergifften aber das Wasser dermassen / daß auch die Fische davon sterben / ausser die Krebse / welche aber doch auch nicht ohne Gefahr zur Speise können genommen werden. Unter der Rinde des Stamms und der Zweige / liegt eine merckliche Milch / die verursachet / Entzündung der Augen / und Schwellen des Leibes. Wenn der Regen von diesen Baum jemand auff den Leib tropffet / erwecket er peinliche Schmertzen / und so jemand darunter ruhet / so schwillet er hoch auff. Wann mit dem Holtze dieses Baums einige Speise gekochet wird / und nochmahls genossen / so verbrennet sie den Mund und Hals. Die Einwohner dieser Insulen / bereiten aus der schon gedachten Milch und den Safft der Früchten dieses Baums / ein tödliches Gifft / womit sie ihre Pfeile bestreichen. Olf. Dappers America.

LIII.

Die wohlriechende Schlangen.

NIerembergius erzehlet aus einem Schreiben Patris Josephi Adei von Anno 1628. daß unfern

fern von Tuna Puma (welches Er. Franciſci/ meinet die Stadt Tunia im Weſt-Indiſchen Königreich Neu Granato zu ſeyn) in einem Walde/ ein weitbegriffener Ort ſey darinnen zu der Zeit/ eine Schlange etliche Jahr nach einander geſehen worden / die viel dicker geweſen als ein Ochs/ und erſchrecklich lang/groſſe Schild-Kröten und Hirſche verſchlungen; allenthalben da ſie herdurch gekrochen den Weg gleichſam verbraucht / alſo daß das Graß daſelbſt bey anderthalb Ellen breit verdorret ſey. Ein Soldat hab etliche mahl ſeine Muſquet auf ſie gelöſet; aber vergeblich/ ſintemahl die Kugeln gleicher geſtalt / von ihrem geharniſchten Leibe zurück geprellet / als ob man ſie wider einen harten Felſen verſchoſſen hätte. Dieſe Schlangen ſind mit Schaalen oder Stahlfeſten Schuppen/ſo einer Hand breit/gleich einen Pantzer überzogen / und bleiben dadurch leicht Schuß-frey: Man wolte denn ein Stück auff ſie loß brennen.

Selbige Art Schlangen entdeckt ſich bald ſelbſt / durch ihren lieblich-ſtarcken Geruch / maſſen die Maulthiere und Eſel dieſelbe von weitem riechen / und alsdenn mit keinen Streichen weiter fort zu bringen ſind. Deßgleichen fliehen die Hunde ſtracks zurück / ſo bald ſie nur den Außwurff der Schlangen gerochen: welches gemeiniglich ein hauffen unverdaueter Knochen von den eingeſchlungenen Thieren ſind / die doch nicht ſtincken / ſondern wie lauter Bieſam riechen.

LIV.

Die wohlriechende Crocodillen.

BEy den wohlriechenden Schlangen werde ich gedencken an dem was Nierenbergius lib. 12. Hist. Nat. cap. 5. schreibet von den Eyern und von dem Fett / so die Crocodilen an heimlichen Orten des Leibes tragen / daß sie nicht anders als der beste Biesam riechen. Eben dieser Author erzehlet auch / daß nahe bey dem Schlund der Crocodilen kleine Glandulæ in der gröſſe einer Bohnen gefunden werden / welche gleichergestalt einen lieblichen Geruch von sich geben. Ja Jul. Cæs. Scaliger. Comm. in Arist. Hist. Animal. lib. 2. c. 118. schreibt / daß in Indien Crocodilen gefunden werden / welche man auff der Tafel speiset / weil sie nicht anders wie Kalbfleisch schmecken / und ein lieblicher Muscus riechen.

LV.

Der Crocodilen Nahrung / Auffkoñen / &c. und andere Beschaffenheiten.

DJe erschreckliche Menschenfressende Crocodilen von den Indianern Kayman, und von den Portugiesen Lagarto genandt / sind sehr gemein in den Indianischen Ländern / es leben selbige Thiere so wol auffm Lande als im Wasser / sind groß / starck und arglistig / und vermehren sich wunderlich / wann sie sich paaren leget das Männlein das Weiblein auff den Rücken / weil er nicht anders wegen seiner kurtzen Beine dabey kommen kan / das Weiblein leget hernach 50. bis

60. Eyer / und brütet dieselben in 60. Tagen aus/ etliche legen dieselben im heissen Sande / und werden also von der Sonnen ausgebrütet / dieses Thier wird sehr groß/ so daß es zuweilen eine Länge von 70. 80. bis 100. Schuh erreichet / ist sonst gestalt wie eine Eider / hat eine breite Stirn / einen Sau-Rüssel / und ein Maul so bis an den Ohren offen stehet/ worinnen Zähne / so groß / weiß und starck wie Kämme sitzen / dessen Obertheil er nur regen kan / weil das Untertheil unbeweglich ist. Er hat keine Zung aber an dessen Stell eine haarichte Haut / wie eine Zunge formiret / welche ihm an die Kinnbacken fest gewachsen / daß er sie nicht auffheben kan. Seine Augen sind groß und rund / mit schwartzen Aug-Apffeln. Der Rückgrad hat 60. steiffe Gelencke ; welche er / wenn er läufft / oder sich drehen und bewegen wil/ nicht nach seinen Willen lencken kan / weswegen er gerade vor sich lauffen / oder seinen Lauff allezeit verändern muß / wodurch ihm noch offtmals der jenige / welchen er verfolgt/ durch vielfältiges und geschwindes Umbdrehen / entrinnet. Die Beine und Füsse sind mit Puckeln / so wie scharffe Nägeln gewaffnet / und stehen zur Seiten ein wenig aus. Der Schwantz ist so lang wie der gantze Leib. Die Haut unterm Bauch ist weich/ und kan leicht verwundet werden / oben aber ist sie so dicke / daß sie offt durch einen Musqueten-Schuß nicht kan durchschossen werden. Seine Farbe ist mehrenteils tunckelgrau/ also dz wañ er im Schlā lieget / kein grosser Unterscheid zwischen ihm zu

sehen

sehen ist. Daher es offt geschicht / daß man näher bey ihm ist als man vermuthet. Und dannenhero gleichsam fliegende davon lauffen muß.

Sie legen sich wenn sie satt sind am Ufer / insonderheit wenn es niedrig Wasser ist in der Sonnen nieder / lauren unterdessen auff den Raub: Von fernen sind sie anzusehen wie umbgekehrte Schiffe: Ja sie scheuen zuweilen keinen Menschen / wenn man mit Schiffen auff sie zufährt. Die meiste Zeit haben sie den Rachen offen / und fleucht alsdenn ein kleiner Vogel Trochilus oder Zaunkönig genandt / zu ihnen / in ihren Maul Nahrung zu suchen. Dieser Vogel säubert ihnen das Maul / hernach die Zähne bis an den Schlund / und weil ihnen solches sanffte thut / sperren sie das Maul so weit auff / als sie immer können. Sie leben von Fisch und Fleisch / und trachten den Menschen für andern sehr nach / worauff sie mit grosser Listigkeit zu lauren wissen: massen sie sich stellen / als wenn sie schlaffen / überfallen aber die Menschen unvermuthlich / wenn dieselben es sich am wenigsten versehen. Walther Schulz. lib. 3. cap. 12. pag. 207. & 208.

LVI.

Die Krokodillen-Jagt in Florida.

Ohngeachtet dieses Thieres Grausamkeit wird es dennoch auf vielerley Art von den Einwohnern derer Orten da es sich aufhält / gefangen / und als eine wohlschmeckende Speise verzehret. Die Floridaner fangen es auf eine sonderbahre Manier. Sie machen am Wasser

ein

ein kleines Häufflein / voll Löcher: stellen einen dahinein auf die Wacht / welcher Achtung geben muß ob sich ein Crocodill von fernen sehen oder hören lasse.

Denn wenn dieses ungeheure Thier Hunger leidet; Kreucht es aus dem Wassern und Inseln herfür an Land / umb zu rauben und zu verschlingen. Mißlinget ihm aber seine Hoffnung / und es wird ihm nichts zur Beute / so schreyet es gar erschrecklich / also daß mans auf eine halbe Meile höret. Alsdenn berufft der Wächter seine andere Neben-Wächter zu sich / und ergreiffen daran ihrer 10. oder 12. einen langen Baum / treten dem Crocodill entgegen / der immittelst hinzu schleicht / begierig einen aus ihren Mitteln zu erschnappen / und in seinen weit-aufgesperreten Rachen zu verbergen. Aber seine Raubgierigkeit macht daß er selbst zum Raube wird. Denn sie stossen ihn mit grosser Behendigkeit / den schmalesten Theil des Baums aufs allertiefeste in den Rachen: und kan der Baum von wegen seiner Ungleichheit und rauhe Rinden / nicht wieder heraus gezogen werden; darum ist hiermit der Crocodill ihr Gefangener.

Folgends werffen sie ihn auf den Rücken / und versetzen ihn in seinen Bauch etliche Pfeil-Schüsse / weil die Haut am Bauch weich ist. Denn auf dem Rücken kan man der harten Schuppen wegen nicht durchdringen sonderlich wenn der Crocodill alt ist.

Also fangen die Floridaner ihren Feind / den

Crocodil

Crocodill / welcher ihnen sonst sehr überläſtig ist und sie zur immerwehrender Wachsamkeit bemühet. Aus der Erzehlung Jacob Le Moyne von der Landschafft Florida Er. Franciſci in seinem Sitten-Spiegel pag. 1461.

LVII.

Die grossen Americanischen Riesen.

ALs Anno 1499. Americus Veſputius seine andere Reise nach der neuen Welt thäte / da traff er nicht weit vom festen Lande eine Jnsul an / welche er die Riesen-Jnsul nennete / nicht weil seine Leute etliche Riesen-Fußstapffen daselbst angetroffen / sondern neun Spanier hatten sich frisches Wasser zu suchen Landwerts einbegeben / da funden sie in einem breiten Thal 5. grosse Hütten und in denselben 2. grosse Weiber mit drey Töchtern / diese Weiber / welche ziemlich bealtert waren / setzten den Spaniern Speise für. Diese machten Anschläge eine von den Töchtern zu entführen / und als ein Wunder nach Spanien zu bringen / aber indem sie sich darüber berathschlageten / kamen 36. nackigte Männer / die noch einen guten Theil gröſſer als die Weiber waren / doch sonsten einen wolgestalten Leib hatten / hineingetreten. Den Spaniern stunden wegen Ankunfft dieſer erschröcklichen Männer / die Haar zu Berge. Ein jeder Rieſe trug einen Bogen und Pfeil / und eine grosse Keule. Sie stunden alle bestürtzt als sie diese 9. Frembdlingen sahen / und hatten ein grosses Gemurmel unter einander

der

der. Vor die Spanier war guter Rath theuer/ und wünscheten wohl tausendmahl/ daß sie auf ihren Schiffen geblieben wären. Etzliche hielten vor rathsam die Feuer-Röhre zu lösen/ und unter dem Dampffe über die Erschossene hinzu springen/ und also zu entschnappen/ andere urtheilen daß man ihnen freundlich begegenen solte/ welches auch der beste Rath war.

Hierauf gingen sie zur Hütten hinaus nach den Schiffen zu/ die Riesen folgten ihnen auf einem Steinwurff nach/ und hielten viel Geschwätze unter einander. Sie waren aber eben so verzagt als die Spanier/ denn wann diese stillstunden/ blieben sie auch stehen/ giengen die Spanier fort/ giengen sie von ferne nach. Endlich gelangten die Spanier an den Strand/ und weiter auff die Schiffe/ kaum waren sie mit dem Bothe vom Lande/ als die Riesen plötzlich nacheileten/ und im Schwimmen mit ihren Bogen gewaltig auff die Schiffe zu schiessen/ doch niemand verletzten; So bald sie aber aus zwey gelöseten Stücken/ den knallenden Donner und blitzenden Glantz vernahmen/ da kehreten sie vor Schrecken wieder nach dem Lande zu/ und flohen auff einen nechst gelegenen Berg. Diese Insul nenneten nachmals die Spanier wegen der ungeheuren Einwohner die Riesen-Insul: Da sie manchmahl einen harten Scharmützel ausgestanden/ weil die Einwohner ihnen an das Land zukom̃en/ oder etwas von dannen zuhohlen/ durchaus nicht gestaten wollen. Dappers Descript. Americ. lib. 1. c. 3.

LVIII.

Die seltzame Cur.

IM Jahr 1646. den 31. Januarii / kam der Chan oder Gouverneur von Amadabat nach Agra, welches ist die allergröste Residentz-Stadt des Königs in Indostan. Denselben Abend hatte er also bald den Holländischen Visiteurn und Directorn bey sich zu Gaste; Indem sie aber mitten in der Mahlzeit waren / thäte der Chan eine allzugrosse Hand voll Reiß in den Mund / daß ihm die Kinnbacken ausprungen / und der Mund unbeweglich sperr-weit offen stehen blieb. Er wolte gantz nicht wieder zusammen gehen / weswegen der Chan da fasse / und die Augen im Kopffe verkehrte.

Als solches der Holländische Visiteur sahe / ließ er also bald seinen Barbierer aus der Logie welche nahe dabey war / hohlen / den Chan zu helffen / welcher eilends kam / umb sein Bestes zu thun / ihm auch Augenblicklich zu helffen / versprochen / dafern nur die Art seiner Cur nicht möchte für Ubel gedeutet werden / wie man ihm aber alle Versicherung dagegen gethan / da trat er hinzu / gab den Chan eine wolgesaltzene Ohrfeige / und in selbigen Augenblick gieng der Mund wieder zusammen / weil die Knochen durch den Schlag wieder in ihr Gelenck getrieben wurden. Als aber solches des Chans Diener sahen / überfielen sie den Balbierer grimmiger Weise / mit ihren Säbeln / und hieben ihm etliche

liche Wunden in den Kopff/ hätten ihn auch ohne alle Barmhertzigkeit gantz nieder gemacht / wofern nicht der Chan abgewehret / und ihne zugeruffen hätte / sie solten einhalten / dieser Mensch hätte es gut mit ihm gemeinet / und ihm beym Leben erhalten. Hernach stund der Chan auff/ gab den Barbierer die Hand / danckete ihm vor seine geschwinde Cur / und ließ ihm Tausend Rapues (sind 50. Rthal.) an bahrem Gelde geben. Die Diener aber / so im Gemach gewesen / und zwar / die so wohl die nur zu gesehen / als die zugeschlagen hatten / ließ der Chan mit den Füssen in die Höhe ziehen / und unbarmhertzig auff ihre Fußsohlen bastioniren. Georg. Andersohns, Orientalische Reise / lib. 1. cap. 24.

LIX.

Der seltzam genaturte Wunder-Baum.

IN Sofala einem kleinen Königreich gegen Morgen an an das Käyserthum Monomotapa gräntzend / recht an den Africanischen Ufer / das von den Orientalischen / oder Indianischen Meer benetzet wird / wächset ein Geschlecht von Bäumen / so das gantze Jahr hindurch ohne Laub zu sehen / und also dürre bleiben / wann man aber gleich einen zehenjährigen Zweig davon abhauet / und denselben ins Wassrr wirfft / grünet er dennoch innerhalb etlichen Stunden / und bringet grüne Blätter herfür / verlieret selbige aber auch wieder so bald man ihn heraus ziehet. Das Holtz von selben Baum / stosset man klein /

und läſſet es in Waſſer weichen / welches alsdenn ein kräfftiges und bewehrtes Mittel / das Blut zu ſtillen. Purchas lib. 9. Navigat. pag. 1537.

LX.

Die Peruaner haben die Hurerey hart beſtraffet.

SO jemand bey den Peruanern im Ehebruch ertappet wird / ſo muſte er ſterben ohne eintzige Gnade / wes Standes er auch immermehr ſeyn möchte. Abſonderlich war die Frau des Todes / der Mann aber / ſo er allein mit einer Adelichen Frauen zu thun gehabt hatte / denn wo einer bey einer geringen Frau geſchlaffen hatte / ſo behielt er gemeiniglich das Leben. Eine Adeliche Jungfrau ſo ſich hatte entehren laſſen / muſte gleichfals ſterben / eine Unedle aber / behielte zum erſten mahl das Leben / und in der andern Hurerey ward ſie zum Tode verurtheilet. Kupplerinnen und Huren-Wirthe hatten auch ihre gewiſſe Straffe ; Aber ſo jemand des Königs oder Inga Ehe-Bette beflecket hatte / ſo gieng es gar ſchwer her / inmaſſen der Ehebrecher alsdenn ſampt der Ehebrecherin lebendig verbrandt ward. So muſten auch alle ihre Bluts-Verwandten ſterben. Die Barmhertzigkeit hatte hier gar keine ſtatt / ſo daß auch die zarten Säuglinge der Todes-Straffe nicht entgiengen. Ja / das Land ihrer Geburt muſte es mit entgelten / denn daſſelbe ward gantz wüſte gemacht ; Die Häuſer wurden nieder geriſſen / und alle Bäume umgehauen.

Alſo

Also wurden auch die Zauberer und Sodomiten sammt ihren Geschlecht verbrandt / so viel derselben nur Wissenschafft davon gehabt hatten.

Wie sehr man dieser Orten über die Keuschheit gehalten / kan daraus erhellen / daß die Mannes- und Frauens-Bilder jeden ihre besondere Wege / Strassen und Fußsteige vorgeschrieben waren. Ward nun ein Jüngling auff den Weg der Weiber / oder ein Frau auff der Bahn der Männer ertappet / so musten sie eben so geschwind das Leben lassen / als wann man sie beyeinander im Lager ertappet hätte. Happel. Rel. Cur. part. p. 185.

LXI.

Leichen-Ceremonien der Mohren in Guina.

WEnn jemand in Guina gestorben ist / so fangen die nechsten Freunde allerhand seltzame Händel an: Sie schlagen auff Becken und fragen den Todten warumb er gestorben sey? Alsdenn legen sie bey den Todten allen Haußrath / dessen er sich im Leben bedienet / und nimmt niemand etwas davon / weil sie der Meynung / daß es der Todte in jenem Leben bedürffig.

Es gehen auch etliche der nechsten Freunde von Hauß zu Hauß bey den Nachbahren mit einen Becken / worin ein jeder zehen Stüver Goldes muß legen / davor eine Kuhe für dem Priester zu kauffen / welcher für den Todten muß Blut haben / den Teuffel zu versöhnen / und zu bitten /

daß er den Todten auff den Weg zum Himmel nicht auffhalte / noch verhinderlich sey. Wenn solches geschehen / gehen sie heim zum Leich-Gelage / da sie es alsdenn lustig lassen hergehen / und tapffer herum sauffen. Beschr. Guin. p. 104.

LXII.

Die früh-zeitige Kinder-Hochzeit.

DIe Kinder auff der Küste Choromandel / werden im siebenden und achten Jahr verheyrathet; und wenn sie Hochzeit machen / so kommen alle Freunde / sowol des Bräutigambs als der Braut zusammen / setzen sich auff die Erde rings umb ein Feuer / welches sie sieben mahl hin und wieder kehren / auch auff ihre Sprache etliche sonderliche Ceremonien dazusprechen / auf solche Weise ist die Hochzeit befestiget. Vogels Ost-Indische Reise. pag. 710. 711. edit. nov.

Der Gusuratten Kinder heyrathen im siebenden / sechsten / ja gar im fünften Jahr / und wird man schwerlich eine Jungfer unter sie antreffen die 9. Jahr alt. Id. p. 710.

Die Einwohner der Insul Java Minor machen ebenfals Hochzeit von 7. bis 11. Jahre / aus der Ursach / daß sie ihrer Eltern Güter mögen erben / und den König davon abhalten / weil derselbe sonst / wenn der Vater stirbt / und Kinder nachlässet / Mutter und Kinder sammt der gantzen Verlassenschafft zu sich nimmet / und sie zu Sclaven machet / welches aber alsdenn / weñ sie freyet keine Noth hat. Ibid. p. 649.

LXIII.

Die Wieder-Gifft und allerhand Kranckheit dienende Mexicanische Siegel-Erde.

IN Neu-Hispanien / oder in den Königreich Mexico / findet man ein Berg-Werck von weisser und weicher Erden / welche in einem Safft eingetruncken / ein bewehrtes Antidotum / oder Gegengift verschaffet; und hat die vorsichtige Natur diesem Lande insonderheit mit dieses Mittel günstig seyn wolleu / denn sonsten würden noch tausend mahl mehr Menschen von dem Biß der gifftigen Schlangen / die sich sehr häuffig da finden lassen / jährlich dahin sterben. Nieremberg. H. N. lib. 16. cap. 35.

LXIV.

Der lächerliche Vogel-Fang in Hispaniola.

EInes possierlichen Vogel-Fanges / so bey den Völckern in der Insul Hispaniola üblich / gedenckt Petrus Martyr. Es gibt in jetzt benandter Insul viele Pfützen und grosse Teiche / welche man kan durchwaten.

Auff selbigen Pfülen pflegen unglaublich viel Wasser-Vögel umbher zu schweiffen / weil unten am Grunde viel Kraut wächst / und aus den feuchten Lettich kleine Fischlein / auch sonst tausenderley Gattung von Fröschen / Mücken / und dergleichen Ungeziefer / vermittelst der durchdringenden Soñen-Hitze / werden erzeugt.

Der Vogel aber / so dieselben Pfützen beschwimmen / sind mancherley: Als Endten / Gänse / Schwäne / Wasser-Hüner / Täucher u. a. m. Es wächst aber / in den Garten des Orts an den Bäumen / eine sehr grosse Kürbis-Frucht: von denselben Kürbissen wirfft man eine Anzahl in solches seichte Wasser: nachdem man sie vorhero wohl vermacht hat / daß kein Wasser hinein dringe / und zum sincken bewege.

Durch sothane in den Wasser-schwimmende Kürbissen / werden die Vögel in hinterlistiger Sicherheit gesetzt / da unterdessen der Vogelfänger sein Antlitz / mit einer grossen Kürbüssen verlarvet / und den Kopff allerdings / ohn die Augen / welche durch zwey gebohrte Löcher sehen / bedeckt / und also bis ins Wasser gehet: Angemerckt / selbige Leute / von Kindheit auff / der Flüsse gewohnet / und in Wasser zu wandern / nicht scheuen.

Alsdenn lassen ihnen die Vögel einbilden die Kürbis so des Vogelstellers Haupt verbirgt / sey eben wie die andre voll Sicherheit / und leer von Gefahr; daher jener desto freyer sich zu ihnen nahet / und mit seinen Kopff den andern wallenden Kürbissen nachaffet. Wenn er nun an / oder vielmehr unter sie gelangt; streckt er leise die Hand aus / erwischt den unbehutsamen Vogel bey den Füssen / zeucht ihn unters Wasser in einen darzu bereiteten Sack. Die übrigen Vögel kehren sich nichts daran: als welche wähnen / ihr geflügelter Wasser-Gefährt habe sich selbst unterge-

tergetaucht / und schwimme unterm Wasser / schwimmen derohalben in ihrer unbetrogenen Einfalt / so lange fort / und suchen ihre Nahrung / bis sie durch gleiche List betrogen / und des Stellers Nahrung werden. P. Martyr. Oceaneæ Decadis Tertiæ lib. 10.

LXV.

Der Guinesischen Mohren abgöttische Religion und Sitten.

WJe die Mohren daselbst beten Ringe von Stroh an Gottes stat an ; von welchen sie Gotteslästerlich reden / und ihn nennen böß und schwartz und ein Ursach alles Elendes : sagen auch daß sie keinesweges ihm verbunden seyn / wegen einiges Guten das sie geniessen / sondern allein ihrer selbsteigenen Klugkeit. Sie thun in solche Ringe Weitzen / Wasser / Oel / zur Speise für ihren Gott. Solche Ringe werden von vielen getragen / als Præservation wider allerhand Gefährlichkeiten. Ihre Priester pflegen ihnen zu predigen an den Fest-Tagen und nach ihren Predigten die kleinen Kinder mit Wasser zu besprengen. Sie conferiren ihren Abgöttern den ersten Bissen und Trunck von ihrer Speise und Tranck. Es ist gäntzlich zu vermuthen / daß der schwartze Gott / von welchen sie so lästerlich reden / der Teuffel sey / welchen ihre lose Priester den unwissenden Volck zeigen in einer schwartzen und greulichen Gestalt : bisweilen eines schwartzen Hundes : Wenn sie sich mit Kalck bestreichen /

vermeinen sie ihren Gott einen sonderlichen Dienst daran zu thun. Wann derselbe auff sie erbittert ist / pflegen sie den Priester mit Golde zu bestechen ; dergleichen thun auch ihre Fischer / wenn sie kein gut Glück auff den Wasser haben. Der Priester gehet alsdenn mit seinem Weibe in der Procession / schläget an seine Brust / und klitschet mit den Händen ; Darnach hangen sie Zweige von Bäumen ům ihre Hälse / und schlagen die Trommel ; der Priester wirfft Korn ins Meer ůmb den zornigen Gott zu versöhnen.

Sie haben auch etliche Bäume die sie gar hoch halten / und womit sie als Oraculen sich berathschlagen / und mancherley thörichte Ceremonien dabey gebrauchen. Sie bethen einen Vogel an / der Federn hat wie Sternen / und eine Stimme wie ein Stier. Der Thynnus oder Thonin / ist bey ihnen ein geheiligter Fisch / den man nicht anrühren darff. Desgleichen sind auch die Berge / welcher Spitzen (oder vielmehr die Priester / so sich auff dieselben auffhalten) sie täglich mit Speise und Tranck versehen. Weñ jemand stirbet / machet der Priester Götter von Stroh / daß sie den Verstorbenen nach der andern Welt begleiten / auch werden mit denselben gesandt / Wein und allerhand leckere Speisen / dazu Dienst-Bothen sampt seinem Weibe ; wo es ein König ist / werden viele Diener getödtet / ůmb den König im andern Leben auffzuwarten / deren Haupt werden auff Pfähle rings ůmb das Grab gestecket. Sie haltens für eine Sünde

auff

auff die Erde speyen / weil sie dieselbe (nach *Lindschottens* Bericht / im ersten Theil seiner Schiffahrten unter den Erzehlungen von Guinea) anbethen / der Dienstag ist ihr Sabbath. So gebrauchen sie auch die Beschneidung und viele andere Türckische Ceremonien. Alexander Ross in seinem Gottesdienst der gantzen Welt. pag. 169. & seq.

LXVI.

Das prächtige Gast-Mahl.

DEr Sinesische Käyser Cheus hat einsmals seiner Gemahlin zu gefallen eine Gasterey anstellet / so 120. Tage und Nächte (dann diese wurden nicht ausgeschlossen) in einem Stück gewähret / darin er solchen Pracht und Uberfluß getrieben / daß seiner Gemahlin Stoltz und Uppigkeit mehr gekostet / weder alle Güter des Reichs auffbringen. Neuhoff.

LXVII.

Das verführische Sinesische Thier Fese.

IN den Sinesischen Landen Gannan findet man nach des gelehrten Pater Martini Martinii Bericht / ein schädlichs Thier mit Namen Fese / dasselbe ist bey nahe wie ein Mensch gestaltet / ausgenommen die Arme / welche länger als Menschlich ; wie auch die Farbe des Leibes / welche schwartz und rauch. Sonst gibt es ein recht Menschen-Gelächter von sich / wiewol den Menschen nicht zur Ergetzlichkeit / sondern zum Verderben:

derben : denn wenn der Mensch sich dadurch hinzu reitzen und locken läst / ergreifft / zerreist / frist und verschlingt es ihm. Er. Franciſci Seiten-Spiegel. lib. 3. c. 14. p. 1073.

LXVIII.

Der nützliche Wunder-Baum.

IN Neu-Spanien gibt es eine besondere Art Bäume / Magneij / sonsten aber insgemein / der Wunder-Baum genandt. Die Indianer pflegen denselben ihre Wohnungen zu pflantzen / umb seiner grossen Nutzbarkeit halben / denn derselbe gibt ihnen Wasser / Wein / Oel / Honig / Sirup / Garn / Nadel / und sonst noch vielmehr andere Dinge. Die Blätter sind breit und dick vornen aber spitzig / und dienen anstatt der Nadeln. Aus diesen Blättern ziehen sie eine haarichte Substantz / davon macht man Garn. Der Stamm wird / weil er noch weich ist geöfnet / daraus fliesset ein gut Theil Wasser / das ist frisch und süß / wird auch wie ander Wasser getruncken / wans gesotten wird / ist es Wein / wenn man es läst säuren / so wirds Eßig / kochet man es aber dick / so wird es Honig : Und so es nur zur helffte eingesotten wird / so ist es Sirup / welcher allerdings deme gleichet / der aus Trauben gemachet wird ; das Holtz dieses Baums / weil es gantz leicht und Schwammicht / dienet es das Feuer zu unterhalten / kan auch statt der Lunten gebrauchet werden. Olf. Dappers America.

LXIX.

Das empfindliche Kraut.

In

IN den also genandten Philippinischen Insuln / wächset eine Pflantze / welche die Spanier der Orten Herbam sententiam nennen / diese Pflantze oder Kraut / wenn es auch nur mit der äussensten Spitze des Fingers berühret wird / entrüstet sich dergestalt / daß so gleich alle Blätter zusammen schrumpffen / und gleichsam in Ohnmacht sincken. Berührte man sie zum andern mahl / so fallen alle unter und obere Blätter ab / und der Stengel so betastet worden / berstet. Schneidet man ein Stück davon / so wird der Ort da es abgeschnitten / gantz schwartz / als wäre er verbrandt / hauchet man dieses Gewächs an / so schüttet sie zur Stund alle Blätter ab / und der Stengel zerspringt / welches jedoch nicht geschiehet / wenn sie mit einer Ruthe oder Stock geschlagen wird ; ist also nur des Menschen Hand und dessen Athem ihr entgegen. Kircherus.

LXX.

Gewohnheiten der Siammer im Heyrathen.

DJe Siammer haben im Heyrathen mancherley Gewohnheiten : Der grossen Herren / Edlen / und Reichen Eheliche Verlöbnisse / werden entweder durch Bewilligung der Eltern / oder der Freunde gestifftet / bestätiget und vollenzogen : wiewohl ohn einiges Kirchen-Gepränge ; jedoch mit hochzeitlichen Freuden und allerhand Festivitäten. Der Ehe-Mann aber hat Macht / zu jederzeit um gewisser Ursachen willen Gut und Kinder mit seiner Frauen zu theilen / und sich

darauff

darauff von ihr zu scheiden / auch zur andern Heyrath zu treten : darff sich auch nicht fürchten daß ihm solches üble Nachrede oder Obrigkeitliche Straffe erwecke : Es sey denn / daß die Ursache der Scheidung zu recht nicht bestehen kan.

Neben der Ehe-Frauen mag er so viele Kebs-Weiber und Concubinen halten / als zu Sättigung seiner Lust ihm vonnöthen scheinen. Sie müssen aber alle der rechten Ehe-Frauen zu gebote stehen. Womit diese auch desto leichter zufrieden ist / weil sie weiß / daß ihre Kinder allein erben / und die / so von den Concubinen kommen / mit einem Geringen sich müssen abspeisen lassen. Aber der Pöbel führt eine andre Manier. Denn da kaufft der Bräutigam die Braut insgemein umb ein gewisses ; als viel nehmlich die Freunde oder Eltern fodern / wenn solches erlegt / und die Braut von den Eltern ausgeantwortet worden / so ist das Eheliche Band zugezogen : und macht man sich darauff lustig. Aber zu aller Zeit wenn der Mann und das Weib dessen beyde einig sind / stehet ihnen frey nach Theilung der Güter und Kinder / die Eheliche Schnur wiederumb zu zerrissen. Wiewohl solcher Riß und Ehe-Trennung selten / ohne wichtige Ursachen geschicht / und ihnen eine grosse Schande zuziehen würde / dafern nichts anders als Leichtsinnigkeit die Ursach solcher Scheidung wäre. Jodocus Schoutenius in Descript. Regni Siam.

LXXI.

Das faule Thier.

DJeses Africanisch̃e Thier (welches die Spanier spott-weise Perillo ligero / das leichte und schnell-lauffende Hündlein nennen) wird mit den Nahmen Ha, Haut oder Pigritiam wegen seines langsamen Gangs tituliret.

Dieses Thier / welches einer ziemlich-grossen Katze an Länge gleicht / und schier eben so dick als lang ist / hat vier gar kleine Füsse und vier Klauen daran wie ein Vogel: die dennoch den Leib zu tragen viel zu schwach sind / derohalben es wegen der schwachen Füsse / und Schwere des Leibes / den Bauch gleichsam kriechend auff der Erden fortschleppet / wenn sichs von der Stelle bewegt; und also langsam einher gehet / daß es in einem gantzen Tag kaum funfzig Schritte erreiche. Ja / etliche wollen / es komme wol in 15. Tagen keinen Steinwurff weit. So mag mans auch weder mit Beschreyen dräuen oder Schlägen / von solcher seiner natürlichen Langsamkeit ab / und zu geschwinderer Bewegung antreiben.

Seinen Halß trägt es hoch und lang empor / hat ein plattes und flaches Haupt / rundliches Angesicht / den Nacht-Eulen nicht ungleich. Kleine runde Augen; Nasen / wie ein Aff / dazu einen kleinen Mund. Den Halß drehet es bald hie bald dort hin / von einer Seiten zur andern.

Seine meiste Lust ist Bäume oder Pfäle anzuklettern / daher mans gemeiniglich / auf den allerhöchsten Zweigen der Bäume gewahr wird; wiewol

wiewol es / zween Tage hinauff steigen / und zween wiederumb herab zu kommen / bedarff.

Es hat keinen Schwantz : Sein Haar ist weiß und grau gesprengt : und sagt man / daß es keinem Leid thue / könne auch nicht wohl beissen / seines kleinen Mündleins wegen.

Nichts destoweniger hat ihm die Natur zweyerley Rüstung mitgetheilet / so ihm / wider andre Thier / die seine Feinde / dienen. Denn erstlich hat es in seinen / wiewol geringen Füßlein solche Kraft und Stärcke / daß es alle die Thier / so es angreifft / dermassen fest hält / daß sie sich seiner nicht erledigen noch loßmachen können / sondern Hungers sterben müssen. Die andre Rüstung hats in den Augen / welche so traurig und kläglich von Anblick / daß sowol Thier als Menschen / so bald sie deren ansichtig worden / zu tieffen Mittleiden und Barmhertzigkeit bewogen werden. Denn ausser dem / daß es rechte Thränen aus den Augen fliessen läst ; schaut es einem gar schmertz- und jämmerlich an / und überredet einen leichtlich / daß man eines so armen Thierleins schone / welches die Natur so elend und erbärmlich gemacht.

Dieses Thier gibt bey Nächtlicher Zeit / einen Musicalischen Laut von sich / indem es mit seiner Stim̃e die sechs Töhne : ut, re, mi, fa, sol, la, auf- und absteiget. Nicht zwar / als spreche er diese Sylben aus ; sondern daß es seine Stim̃e also moderirt / als wenn einer die gedachte 6. *Claves* singete. Der Schall aber / oder Klang /

denn

den es giebet/ ist nichts als ha, ha, ha, ha, ha, ha. Und zwar zum erstenmahl hell / und überlaut ; allgemach aber immer sanffter und gelinder. Wie die Spanier zum erstenmahl seine Stimme gehört ; haben sie anders nicht vermeinet / dan es wäre ein Mensch.

LXXII.

Seltzame Gewohnheit / welche von den Mexicanern jährlich in acht genommen wird.

SJe nehmen einen Gefangenen / oder auch wohl leibeigenen / geben demselben in ihren Götzen-Tempel ein besonderes Gemach innen / und thun ihm alle erdenckliche Ehre an / bekleiden ihn mit den Habit ihres grossen Abgotts / versehen ihn mit allerhand niedlicher Speise / köstlichen Tranck und anderen *Delicateßen* nach Wundsch und Verlangen / überdem / dienen und ehren ihm auch die Fürnehmsten fleißig auff / bey Tage gehet er frey hin und wieder / ohne daß ihm 12. Trabanten stets begleiten / welche seiner hüten / und so er ausreissen solte / sich für ihm darstellen müssen. Wenn er auff den Gassen gehet / fällt jedermann vor ihm nieder / beugen die Knye / und thun ihm göttliche Ehre an. Solche Ehre nun wiederfähret ihm ein gantzes Jahr / alsdenn hat diese Lust ein Ende / und dieser Elende wird zum Opffer dargegeben. Man macht ihn alsdenn mit einem Fuß an einen Felsen fest / und überreicht ihm ein Schild und Schwerdt /

damit mag er wieder die Opffer-Pfaffen / welche ihm zu erwürgen kommen / sich schützen / gelingt es ihm / daß er jener Meister wird / und dieselben umb bringt / darff er nicht geschlachtet werden / sondern hat die Ehre / so lang er lebet / daß er als ein Held gepriesen und geehret wird. Glückt es aber jenen / daß sie diesen fällen / wird ihm alsobald auff der Stelle die Haut abgestreifft / daß sie ihm über die Schultern herab hängt / damit gehen alsdenn die Pfaffen von Hauß zu Hauß und samlen zum Opffer für ihren Abgott. Schr. Hist. Geogr. de America. p. 1009. c. 1. Hist. Ant. J. L. Gottfried fol. 38.

LXXIII.

Das Hispaniolische Wurtzel-Brodt.

IN Hispaniola findet man zwischen den Hügeln und Klippen der Provintz Yguey die Wurtzel Guayca welche einer Zwiebel mehrentheils gleichet / die auswendig herausbrechende Blätter fallen schmal / glatt und zart.

Man bereitet aber auff diese Art das Brodt aus der Wurtzel : Nemblich / man zerreibet sie an einen scharffen Stein / und machet aus den weissen Klumpen ein Ball oder Kugel / welcher wenn er an der Sonnen geleget worden / eine Kley-Farbe annimmt. Nachdem er etwa zween Tagen / in der heissen Sonnen gelegen / hebt er an von Würmen zu krümmeln und gantz lebendig zu werden ; wie ein angegangenes Fleisch. Er wird wunderlich schwartz-bleyfarbicht / doch nicht gar schwartz.

Wenn

Weñ dieser Teich nun dergestalt voll Würmen kriechet / so werden Küchlein daraus formiret / welche man in einen irrdenen Gefäß auff Kohlen setzet / und an der Sonnen röstet.

Diß war vor Zeiten der Wilden dieses Orts ihr Brodt / wenn man dasselbe ehe es von den Würmen durchkrochen worden / solte gegessen / würde es einem wie ein gifftiges Schirlang oder Cicuta das Hertz abgestossen haben. Nierembergius H.N. lib. 14. c. 101. pag. 330.

LXXIV.

Das Peruanische Angst-Gebürge.

EIn sonderlich-gearteter Berg ist in der Landschafft Peru zufinden unter den Nahmen Peruacca, wenn einer auff die höchste Spitze dieses Berges / der doch vielmehr ein Gebürge ist / gelanget / fället ihn alsobald eine solche plötzliche Todes-Angst an / daß er sich nicht auffrecht halten kan / sondern alle Augenblick zur Erden fallen möchte. Die ein wenig aushalten können und nicht Augenblicklich fliehen / müssen alles was sie in den Magen haben hervor geben / auch so gar bis auffs Blut. Sie dürffen dannoch nicht lange verziehen / wo sie nicht gar ümbfallen und todt bleiben wollen. Etlichen Spaniern ist die Lufft so übel bekommen / daß sie hernach vor Schmertzen auff der Erden gescharret und gekratzet. Sonsten aber / wo man sich nur nicht zu sehr in dieser Gegend des Gebürges verweilet / (denn es ist nicht allenthalben so beschaffen /) bringt es einem doch keine tödtliche Schwachheit

sondern reiniget allein den Magen durch vomiren vom Schleim und bösen Feuchtigkeiten / und erweckt daneben wenig Schmertzen. à Costa lib. 3. H. N. nov. Orb. c. 9.

LXXV.

Der Synesische Donner-Gott.

UNter die grosse Menge der Synesischen Abgötter ehret dieses Volck auch einen Abgott den sie Luykon nennen / als einen Donner-Gott. Angemerckt / solcher Nahme so viel bedeutet als einen Regenten des Donners / derselbe wird mit einem Adlers-Kopff imgleichen mit den Flügeln einem Adler gleich abgebildet / massen auch seine Hände und Füsse wie die Klauen eines Adlers gestaltet sind. Sie präsentiren ihn im vollem Fluge wie er durch die Wolcken daher scheust. Von diesem ihren Luykon geben sie für / er stehe wenn er donnern wolle zwischen 4. Wolcken mit einer Trommel auff einer jeden Wolcken / die er mit grossen Schlägen dermassen rühre / daß daraus ein Donner-Knall entstehe. Wird jemand vom Donner getroffen / sprechen sie Luykon sey auff denselben sehr zürnig gewesen / und habe ihm mit dem Schlägel eins versetzt. Diesem nach fürchten sie sich über die massen sehr / verkriechen sich wenn es wettert / unter Tisch und Bäncke / und wird dieser Luykon eben darum von ihnen für einen Gott geehret / damit sie vom Donner nicht getroffen werden mögen. Aus der Wrichtischen Relation so

der

der zweyten Gesandsch. Ost-Ind. Comp. einverleibet ist am 37. Bl. Erasm. Franciſci in seinem Erdümbgebenden Lufft-Creyß. pag. 1162.

LXXVI.

Der Japanische Donner-Gott.

NIcht allein die Syneser / sondern auch die Japaner verehren den Donner göttlich / unter den Nahmen Topan, dessen Götzen-Bild auff einer in Gestalt der Wolcken gebildeten Höhe von Meßing vorgestellet wird / mit einem Sturm-Hut auff dem Haupt / und einer grossen Keule / welche der in Lüfften fliegende Abgott zu bewegen scheint. Dieser Götze verursachet in ihrem heydnischen Wahn den Donner / und empfähet von die Hand eines Boneiers (oder Priesters) die Erstlinge des Fischfangs zum Opffer / und wenn es donnert / ümbgibt selbiger Donner-Pfaffe sein Haupt mit solchen Baum-Blättern / die kein Donner / wie sie glauben verletzen kan. Mont. Gesandschafft nach Japan. pag. 434.

LXXVII.

Die Brauninen in der Insul Ceylon beten seltzame Sachen an.

DIe Brauminen in der Insul Ceylon beten dasselbe den gantzen Tag an / was ihnen des Morgens wenn sie aus dem Hause gehen / am ersten begegnet. Es möge seyn ein Hund / Katz / Schwein oder was es wolle. Vogels Ost-Ind. Reise. pag. 700. Partheys 9jährige Ost-Ind. Reise. pag. 125.

LXXVIII.

Der Farbwandelnde Chamæleon.

DEr Chamæleon einem kleinen Thier / welches fast gestaltet wie ein Frosch / ist viel zu mercken: Er läufft auff den Bäumen und Hecken viel geschwinder als auff der Erden. Er ist gar dumm und träg / hat einen Kopff wie ein Schwein / und auff den Rücken eine harte und stachlichte Haut / hat keine Miltz noch Wasser-Blase / weil er nicht trinckt / die Füsse sind seltzam und gleichen einiger massen den Affen-Füssen / doch also / daß an den beyden forderſten drey Finger ein und zween auswerts / im Gegentheil aber / an den beyden Hinterfüssen zween ein / und drey auswerts zu finden. Sein gang ist überaus seltzam und nachdencklich / denn wenn er die beyden Füsse an der einen Seiten zu einander setzet / so setzet er an der andern Seite die Füsse weit voneinander / dahero dieser Gang ohne Verwunderung und Lachen nicht kan angesehen werden; Auff den Bäumen kan er so schnell lauffen als flöhe er. Die Augen sind mit keiner Haut bedeckt wie bey andern Thieren / und weñ er mit dem einen nach Osten siehet / kan er mit den andern zugleich nach Westen sehen wieder die Gewohnheit der Thieren. Bisweilen hält er das eine Auge still / und drehet das andere ümbher / welches gar seltzam ist / an statt der Zähne / hat er im Munde einen gantzen Knochen / der wie eine Säge gezacket ist / einen langen Schwantz trägt er / welcher am Ende gekrümmet wie

ein

ein Löwen-Schwantz. Es sol dieses Thier von der Lufft leben / und nichts essen. Imgleichen seine Farbe verändern / und die annehmen / welche ihm von aussen am nechsten ist / ausgenommen / weiß und roht.

LXXIX.

Die Cinnamische rauhe Wald-Menschen.

ULysses Aldrovandus ein bekandter Scribent schreibet in Histor. Monst. daß die Cinnamischen Völcker am gantzen Leibe rauch von Haaren seyn / auch sehr lange Bärte haben / weswegen sie von ihren Nachbahren für Wald-Menschen gehalten werden. Diese Leute ziehen zu ihrer Vertheidigung eine grosse Menge Hunde / weil vom Junio an bis in den December eine gewaltige Anzahl Indianischer Ochsen / sich nach dem Lande dieses Wald-Menschen ziehen / ob solches geschehe aus Furcht für andern wilden Thieren / oder aus Antrieb der Menschen / oder wegen Mangel der Weyde / solches ist noch zur Zeit verborgen. Damit nun solche Völcker / welche sich gegen solche Bestien / zu schwach befinden / denselben widerstehen mögen / unterhalten / sie stets viel Hunde / womit sie eine grosse Menge Indianischer Ochsen fangen / und dieselbe theils frisch essen / theils mit Saltz auff die künfftige Zeit einmachen. Sie fahen auch sonsten andere Thiere mit ihren Hunden / und kan man beym Schotto in Phisic. Curios. lib. 3. c. 9. p. 394. die Abbildung solcher Wald-Menschen sehen.

LXXX.

Begräbniß-Ceremonien bey einen Sclaven in Indien.

BEy der Begräbniß eines Sclaven weiß die nachgebliebene Wittwe / welche von zweyen Mohrinnen geführet wird / sich sehr kläglich zu geberden / denn wenn die Träger / so aus etlichen commandirten Sclaven bestehen / die Leiche auffheben / und fort tragen wollen / so hanget sie sich an den Sarg / wil selben nicht folgen lassen / macht ein jämmerliches Geheule / und rufft mit lauter Stimme / den Verstorbenen in die Ohren / er solle wieder zu sie kommen / und sie nicht verlassen / allein der Verstorbene weiß von ihren Ruffen und Schreyen nichts / wird demnach von den Trägern aufgehoben und fort nach dem versertigten Grabe gebracht. Die Wittib folget mit grossem Angst-Geschrey nach / ergreifft öffters den Sarg / und stellet sich als ob sie solchen den Trägern wolle wieder abnehmen / und zurück nach ihrem Logiment bringen / sie wird aber allezeit von denen der Leiche folgenden Sclaven und Sclavinnen zurück gezogen und ihr zugeredet.

Wenn sie nun mit der Leiche bey das Grab kommen / so setzt sie sich auff den Sarg / ja wenn er ins Grab eingesencket wird / springt sie nach / und kan sich stellen / als wenn sie sich lebend wolte mit begraben lassen / sie reisset etliche Kleider / (so ein Zeichen grosser Trauer seyn soll) von sich / und wirfft sie ins Grab bleibet auch so lange im

Grabe

Grabe liegen/ bis sie von ihren Lands-Leuten herauß gezogen / und von etlichen deren Mittel nach Hause begleitet wird. In währender Rückkehr nach ihren Logiament / thut und geberdet sie sich als wolle sie ohnmächtig nieder sincken und könne nicht mehr gehen / dahero wird sie von ihren Begleitern so zu sagen nach Hause geschleppet. Es sind aber alle diese klägliche Geberdungen insgemein blosse Verstellungen / denn man befindet daß die meisten den Verlust des Mannes gar bald vergessen/ indem sie gemeiniglich den andern oder dritten Tag nach dem Begräbniß einen andern Bräutigam haben / mit welchen sie sich wol die erste Nacht fleischlich vermischet / und ihre Begierden gestillet. Vogels Ost-Ind. Reis. pag. 351. 352. & 353. part. 2.

LXXXI.

Der Indianische Weiber-Brandt.

Es ist ein schändlicher Gebrauch in den meisten Indianischen Ländern schon vor langer Zeit eingerissen / daß wo ein Mann von seinem getraueten Weibe stirbt / so muß sich dieselbe gleich nach seinem Tode mit Feuer verbrennen / wo sie solches nicht thut / wird sie als eine Hure / mit dem allergrösten Spott und Beschimpffung aus dem Lande gestossen / ja/ sie schliessen hieraus/ daß eine solche Frau ihren Mann im Leben nicht treulich geliebet.

Mit der Verbrennung gehet es folgender massen zu / alsbald der Mann gestorben / nähet man ihm in ein Baumwollenes Tuch / und thut

ihm zu oberst auf den Hauß auff 4. Pfähle. Inzwischen sitzen etliche alte Weiber / die sich mit wenigen Gelde hierzu erkauffen lassen vor dem Hause / heulen und schreyen 4. bis 5. Tage / bis sich das Weib lebendig mit ihrem todten Mann verbrennen lässet. Hierzu gräbet man an einem Fluß eine Grube / füllet selbige mit den besten dürren Holtze halb an / legt alsdenn darauff den Verstorbenen recht in der Nitten / und zündet es nachgehends an.

Wann nun das Feuer in seinen besten Flammen / so kommt das Weib mit einem schnellen Lauff / und springet mitten darein. Zuvor aber nimmt sie von ihren nechsten Verwaudten Abschied / die ihr auch alle etwas mitgeben / der eine gibt ihr Geld mit Vermelden / wie sie solches seinem Weibe mitbringen; Eine andere reichet ihr Blumen / mit Bitte wie sie solche dieser und jener Befreundin überliefern solle. Dieses alles thut sie mit grossem Eifer zusammen in einen Baumwollenen Vor-Schurtz / und bindet ihn umb den Leib / der Meynung es in der andern Welt denen Leuten fleissigst zu überbringen.

Damit man aber deren Geschrey im Feuer nicht hören möge / als bedienet man sich hierbey der Spiel-Leuten / die auff ihren Instrumenten einen solchen Lermen machen (weil sie von Kupfer und Metall seyn / und deswegen einen lauten Thon von sich geben) daß man das geringste davon nicht vernehmen kan.

Auch werden etliche Männer dazu bestellet / die

die währender Verbrennung etliche Krüge mit Oel ins Feuer giessen müssen / damit es desto hefftiger breñe/uñ das Weib desto eher sterben möge.

Wann nun alles zu Pulver und Aschen verbrandt / wirfft man es erst mit der höchsten Trauer / in dem nechst-gelegenen Fluß. Ch. Frikens Ost-Ind. Reise pag. 179. 180. An etlichen Orten werden andere Ceremonien gebrauchet / deren wir auch zu seiner Zeit gedencken werden.

LXXXII.

Der Paradieß-Vogel.

DEn Paradieß-Vogel siehet man häuffig in der Ternaten-Insul. Es hat dieser Vogel einen sehr scharffen Schnabel / sehr kleine kurtze Beine / einen langen Schwantz von unterschiedlichen Farb-Federn / wie ein etwas gekrümmeter Kupffer-Drat / an welchen sie sich / wenn sie ruhen wollen an einen Ast von Baum hangen / sie sitzen nie auff der Erden. Daß man aber diese Vögel nicht lebendig sehen oder finden solte / item / daß sie von der Lufft leben / nach der Sonnen Auffgang zu. Imgleichen daß das Männlein auff seinen Rücken ein kleines Loch habe / welches sehr dick mit Federn bewachsen / in welches das Weiblein ihre Eyer lege und ausbrüte / solches ist lauter Fabel-Werck / und Gedichte. Vogels Ost-Indische Reise. pag. 664.

LXXXIII.

Der wachsende Gold-Baum.

IN der Goldreichen Insul Hisaniola / findet man auff etlichen Bergen Bäume / welche lebendi-

hendige wachsende Gold-Adern haben/ ja/ dieses Gold ruhet nicht ehr mit seinen Fortschiessen/ es habe denn die äussersten Zacken der Aeste erreichet/ daselbst dringet es/ als wenn es sich am Glantze der Sonnen ergetzete/ herfür/ und formiret allerhand Baum-Früchte und Knospen. pet. Martyr. de Reb. Ocean. Dec. 3. lib. 8.

LXXXIV.

Das bey der Nacht leuchtende Thier.

IN Ost-Indien/ gibt es ein Thier/ welches einer Schnecken gantz ähnlich ist/ und von den Einwohnern Acudia genennet wird/ dieses Thier hat nicht weit von seinen Augen 2. Sterne und unter denen Flügeln zween andere/ welche eine Klahrheit von sich lenchten lassen/ daß man sie bey der Nacht an statt der Lichter gebrauchen kan/ die Indianer haben vor der Zeit/ und ehe die Castilianer in ihr Land gekommen/ keine andere Lichter als diese Thier gebrauchet. Schatz-Kammer.

LXXXV.

Der Japanischen Pfaffen seltzames Krancken-Besuchen.

WEnn jemand unter den Japanern Kranck ist/ läst er einige Berg-Pfaffen zu sich ruffen/ die 12. Stunden vor und zu dem Bette kommen/ sich daselbst nieder setzen/ und nichts anders thun/ als Schwätzen/ Lesen und Rasen/ daß man kaum ein Wort davon verstehen noch mercken kan/ denn sie gebrauchen sich in ihren Got-

tes

tesdienst einer solchen Sprach die man nicht verstehet. Carons Beschreib. Japan. p. 23.

LXXXVI.

Die Saltz-Müntze.

IN dem Königreich Angote welches dem Preto Johann unterworffen / gebrauchet man neben einer rauhen Eisen auch das Saltz an statt der Müntze / uñ gelten in itzt erwehntem Lande / sechs oder sieben stücke Saltz / so viel als eine Ballote / oder ein Stück der eisern Müntze fürziehen / 11. oder 12. solcher Balloten gibt man ein Qventlein Goldes.

Was aber das Saltz anbelanget / gehet solches durch gantz Ethiopien / alles die allergangbahreste Müntze / und beste Waare / davor man alle andere Dinge käufft / auch so gar bey den unglaubigen Mohren / und ümbher gräntzender Heidenschafft; von dannen es bis gegen Niedergang / nach Manicogo geführet wird. Selbiges Saltz bricht man in den Bergen und machet viereckichte Stücke daraus / jedwedes einer Spannen lang / 4. Finger breit und 3. Finger dick: die werden alsdenn mit Roß und Wagen verführet / als kleines Holtz. An dem Ort / da es gebrochen / werden hundert / bis hundert und zwantzig Stücke üm ein Qventlein Goldes verkaufft. Je weiter es hernach von einem Marckt zum andern kommt / je weniger Stücke nun ein solches Qventlein gegeben werden / also / daß zu Hofe kaum 6. oder 7ben Stück für ein Qventlein zu Winterszeit auch nur fünf gegeben werden.

Mit

Mit diesen Stein-Saltz treibet man grosse Kauffmannschafft. Im Königreich Damute, bekommt oder kaufft man vor drey oder vier stück Saltz / einen leib-eigenen Knecht. Ja / tieffer im Lande hinein / kaufft man ümb ein einiges stück Saltz einen dergleichen Leib-eigenen / denn es wird an diesen Orten dem Golde gleich geschätzet. *Fr. Alvarez* in der Beschreibung des Mohren-Landes cap. 45.

LXXXVII.

Die Wunder-seltzame Baum-Reise.

EIn Spanischer Münch verirrete in einem greulichem Gepüsche in America daß er nicht wüste wo er wäre / oder wohin er sich wenden solte / kam auch endlich so tieff in den Wald hinein / daß er auff die Bäume klettern und seinen Weg über Stock und Stauden befodern muste. Solchemnach kam er von solcher Zeit nicht mehr auff die Erde / sondern kroch von einem Ast zum andern / zumahlen dieselben so dicht ineinander verwickelt / daß ein Mensch ohne Gefahr nicht zum Erdboden kommen konte / und marchirte also zwischen Himmel und Erden auff Handen und Füssen fort. Offtmalen muste er sich auff die höchsten Gipffel der Bäume begeben / damit er von der Sonne erwärmet würde / welche nimmermehr durch dieses grosse Gepüsche zur Erden reichen können / oder auch damit er ümb sich schauen und seinen Reise-Compaß darnach einrichten möchte. Solcher gestalt ist endlich dieser Wanders-Mann wieder aus der Wildniß und Gepüsch

püsch zurecht und zu den Seinigen gelanget. Nachdem er in 15. Tagen und Nächten keinen Fuß auff die Erde gehabt / welches viel unglaublich scheinet. Aber Acosta ist ein Mann den wohl zu trauen stehet / derselbe beschreibet diese Baum-Reise cap. 30. im vierdten Buch umbständlich / und aus ihn Happel. in seiner Relat. Curios. pag. 164. Tom. 1.

LXXXVIII.

Der Eiserne Baum.

REcht wundersam ist ja wohl der Baum welcher in der Insul Java gefunden wird / dessen Marck gantz Eisern und die Frucht so hart / daß sie von keinen Eisen kan verletzet werden. Ibid. pag. 53.

LXXXIX.

Das jämmerlich-schreyende Thier.

IN Indien ist ein Thier welches eben noch so bekandt nicht ist / selbiges nennen die Einwohner Bitsche Vergunie das beschämte Thier. Die Holländer aber nennen es den Negomischen Teuffel / weil es sich offt bey der Bestung Negombo hören lässet. Es ist vierfüssig / einer Elen hoch und drey Elen lang / hat ein spitziges Maul mit sehr scharffen Zähnen / es ist mit dicken runden Schilppen auff den gantzen Leib geharnischt / kan sich wenn es verfolget wird / wie eine Kugel zusammen und ineinander wickeln. Es führet des Nachts eine klägliche und erschröckliche Stimme / daß offt die Schildwacht-stehende Sol-

Soldaten für Furcht ihren Post verlassen/ Schvveitzer Ost-Indische Reise. pag. 60.

XC.

Die mit einem Creutz bezeichnete Krebse.

KUrtz zuvor ehe die Christliche Religion in China und Japan eingeführet worden/ sind alle aus denen Flüssen und Bächen gefangene Krebse/ mit einen vollkommenen Creutz bezeichnet/ gefangen worden. Er. Franciſci Ost- und West-Ind. Lust-Garten.

XCI.

Die Betrachtens-würdige Frucht eines Indianischeu Baums.

IN der Landschafft de las Chaicas, grünet ein hoher Baum von kleinen Blättern / dessen Frucht eine Hand groß / und von vielen andern Blättern gleich einen Buch eingezogen und verschlossen wird / wenn man solche eröffnet und ausblättert / findet sich in einem jeden Blatt / ein schön und wohl ausgebildetes Hertz / und in denselben das Zeichtn des Creutzes klärlich ausgedrückt. Er. Franciſci part. 2. seiner Schau-Bühne.

E N D E.

Bayerische Staatsbibliothek München

Register
Des Raritäten-Cabinets/
Ost-West-Indianischer und ausländischer Sachen/
Erstes Hundert.

1.

Der in den Heydenthumb prangende Name JESUS.

2. Die gestraften Thomas-Mörder.
3. Der tödtende und gesundmachende Baum.
4. Die Fischfangende Vögel.
5. Der seltzame Ceylonische Kauff-Handel.
6. Die grosse Barmhertzigkeit/ so theils heydnische Völcker an dem Gewürme / Vögel / Vieh und dergleichen erweisen.
7. Der Peruanische tödtende und heilende Felß.
8. Die vortreffliche Japanische Bibliothec.
9. Die närrische Neujahrs-Feyer der Synesen.
10. Wunderliche Manier der Ceylonischen Völcker zufischen.
11. Der offt wieder jung gewordene Indianer.
12. Die fliegende Katzen.

13. Die Beichtsitzende Weiber.
14. Die Passions-Blume.
15. Der heilige Fluß.
16. Betrug so die Räuber in der Provintz Dehli an den Reisenden verüben.
17. Die Richter von Ungefehr.
18. Wunderliche Mode so in Cochinchina mit den Medicis gehalten wird.
19. Wunder-Kraut/so einen Krancken das Leben oder den Todt anzeiget.
20. Beschreibung der Adams Pic oder des Adams Berges.
21. Etliche Handwercker werden von theils Völcker unehrlich gehalten.
22. Die den Kindern gehorsame Eltern.
23. Glückseelige Leute / so kein Geld kennen.
24. Die lieblich singende Fische.
25. Der empfindliche Baum.
26. Die auff den Bäumen wachsende Austern.
27. Der grün-bewachsene See.
28. Die schwimmende Dörffer.
29. Die abergläubigen Einwohner der Insul. Ceylon.
30. Die kostbahre Schatz-Kammer.
31. Der Wasserschwitzende Baum.
32. Die lächerliche Floh-Schlacht.
33. Der Eisen verzehrende Wind.
34. Die Synestische Gauckler oder Augen-Verblender.
35. Der donnernde Berg.
36. Der faule Fisch.

37. Der von Würmen geplagte Vogel.
38. Die grosse Menge der in China befindlichen Schiffe
39. Der Chinesische funcklende Fluß.
40. Die wohlverwahrte Jungferschafft.
41. Die seltzamen grossen Bäume.
42. Brunnen-Wasser so sich in Stein verwandelt.
43. Die fliegende Fische.
44. Leute / so des Nachts wol aber nicht bey Tage sehen können.
45. Die schönen Chynesischen Weintrauben.
46. Thörichte Mittel der Sinesen ein langes Leben zu erlangen.
47. Der zitternde Baum.
48. Die Windverkauffende Sineser.
49. Die lebendig werdende Baum-Blätter.
50. Die geschwäntzte Menschen.
51. Das von Gold / Silber / Perlen und Diamanten funckelnde Schloß.
52. Der curieuse Porcellaine Thurn.
53. Das köstliche Wurtzel-Brodt.
54. Der immer grünende Baum.
55. Die hohen Ackers-Leuee.
56. Die Wunder grossen Krebse.
57. Die überaus grosse Wallfische.
58. Die Weiber-Militz.
59. Die Gestalt/Sitten/Kleidung und Religion der wilden Africanen oder Hottentotten.
60. Die Japanische Buß-Wage.
61. Wunderliche Ceremonien bey einer Mohren-Hochzeit auff Batavia.
62. Das

62. Das auff den Bäumen wachsende Brodt.
63. Seltzame Ceremonien der Boitorum oder Aertzte in Hispaniola bey Curirung der Patienten.
64. Die Indianischen Baum-Schlösser.
65. Die abscheuliche Götzen-Bilder.
66. Der zierlich in einen Felsen gehauene Tempel.
67. Die dem Vorgeben nach in Stein verwandelte Menschen.
68. Das Molucciſche Baum-Brodt.
69. Der zum Fischfangen dienliche Fisch.
70. Das wunderns-würdige Echo.
71. Die zierliche aber einen tödlichen Gifft hegende Spinnen.
72. Der weinende Fisch.
73. Der Americanische selten fliessende Brunne.
74. Die Grausamkeit und Gestalt der Tieger-Thiere.
75. Die Tieger-Jagt.
76. Die lächerliche Küh-Hochzeit.
77. Die wunderliche Schiffe der Javaner.
78. Die seltzame Jagt / so der König von Frantzi-ane mit Frauens-Persohnen anstellet.
79. Der Elephanten-Fang.
80. Der Nutzliche Kokos-Baum.
81. Der Ceylaner Manier einen Eidt zu schweren.
82. Der Affen-Krieg.
83. Die durch einen gemachten Drachen sich von der Indianischen Gefangenschafft errettende Jesuiten.
84. Der weissagende Affe.

85. Die Königliche Brasilianische Krancken-Cur.
86. Die Floridanische Krancken-Cur.
87. Seltzame Cur so an einen Brasilianischen König vorgenommen worden.
88. Die Guinesische Wasser-Probe.
89. Das Siamische Reißfressen.
90. Das Virginianische Seiden-Graß.
91. Chinesische Woll- und Leinen-Kraut.
92. Das Königliche Pracht-Fest des grossen Mogols.
93. Das Wägen des grossen Mogols.
94. Die vortreffliche Beschenckung, so den grossen Mogol an diesem Fest geschicht.
95. Der Perlen-Fang.
96. Der Ceylanische Perlen-Fang.
97. Die Verkauffung der gefangenen Perlen.
98. Der Barmische Perlen-Fang.
99. Die Erzeugung der Perlen.
100. Der Könige in Indien / wunder-seltzame Ehren-Titul.

Des Raritäten-Cabinets Andres Hundert / stellet vor /

1.

Die Götzen-Wache des grossen Dairo in Japan.

2. Das Virginianische Eichel-Brodt.
3. Der Sinesische Talg-Baum.
4. Die Heyraths-Ceremonien der Japaner.

5. Das Chilische Eichel-Brodt.
6. Der Eingalesen Natur / Trachten Haußh. ꝛc.
7. Die unverschämbten Raben.
9. Der unglückliche Heidnische Wunder-Pfaffe.
10. Die Eingalesische Dresch-Art.
11. Wie die Japaner ihr Papier machen.
12. Die sich in Vogeln verändernde Raupen.
13. Die Brasilianischen Riesen.
14. Die Beschaffenh. des edlen Muscat. Baums.
15. Das nur zu gewissen Zeitē trinckbah. Wasser.
16. Der seltzame Feder- oder Schwerdt-Fisch.
17. Der wunderliche Fang dieses Fisches.
18. Die Gestalt und Eigensch. des Cithar-Fischs.
19. Copulations-Cerem. der Moren in Marocco.
20. Heyraths-Cerem. der Peruan. Völcker in ꝛc.
21. Copulations-Cerem. der Abyssinis. Völcker.
22. Der Crimīsch. Tartarn Kleidung / Heyr. ꝛc. ꝛc.
23. Heyraths- und Copulations-Cerem. der ꝛc.
24 Die sich mit einē Eiß-Pantz. verwah. *Cynamolg.*
25. Das Smaragdreiche Land.
26. Die Holtz-Müntze.
27. Leichen-Proceß. der Einwohn. in *Madagascar.*
28. Die seltzamen Beicht-Väter in Pegu.
29. Der Japanische Affen-Tempel.
30. Das wunderliche Loß-Werffen der Sineser.
31. Die Zubereitung des edlen Bisams.
32. Die fertigen Schwimmer.
33. Die seltzam erbauete Virginische Schiffgen.
34. Die seltz. Gestalt und Natur eines Ind. Vog.
35. Das köstliche American. Balsam-Gewächse.
36. Begräbnis-Cerem. der Mohr. in Mog. Reiche
37. Sonderl. Spinnen in America. 38.

38 Noch andre/ welche ein daursames Gewebe ꝛc.
39. Die grossen Ameisen.
40. Das achte Wunderwerck der Welt / oder ꝛc.
41. Die abscheulichen grossen Wasser-Schlang.
42. Noch eine andere Art grosser Land-Schlang.
43. Die gläntzende Schlangen.
44. Der Indianische Schlangen-Tantz.
45. Der zu einem ewigen Leben erbauete Pallast.
46. Die sonderbahre Eigensch. des Königr. Peru.
47. Der edle Jugend-Stein.
48. Die Feuerfangende Aepffel.
49. Die Sinesischen Kunst- und Pracht-Felsen.
50. Die zwar kleine/jedoch sehr fressige Thierlein.
51. Die seltzame Frucht Peci.
52. Der gifftige Baum.
53. Die wohlriechende Schlangen,
54. Die wohlriechende Crocodillen.
55. Der Crocodillen Nahrung / Auffkommen ꝛc.
56. Die Crocodillen-Jagt in Florida.
57. Die grossen Americanischen Riesen.
58. Die seltzame Cur.
59. Der seltzame genaturte Wunder-Baum.
60. Die Peruan. haben die Hurerey hart bestrafft.
61. Leichen-Ceremonien der Mohren in Guina.
62. Die frühzeitige Kinder-Hochzeit.
63. Die Wieder-Gifft und allerhand Kranckheit dienende Siegel-Erde.
64. Der lächerliche Vogel-Fang in Hispaniola.
65. Der Guinesis. Mohrē abgöttische Religion ꝛc.
66. Das prächtige Gast-Mahl.
67. Das verführische Sinesische Thier Fese.
68. Der nützliche Wunder-Baum.

69. Das empfindliche Kraut.
70. Gewohnheiten der Siammer im Heyrathen.
71. Das faule Thier.
72. Seltzame Gewohnheit welche von den Mexicanern jährlich in acht genommen wird.
73. Das Hispaniolische Wurtzel-Brodt.
74. Das Peruanische Angst-Gebürge.
75. Der Sinesische Donner-Gott.
76. Der Japanische Donner-Gott.
77. Die Braminen in der Insul Zeilon beten seltzame Sachen an.
78. Der Farbwandlende Chamalæon.
79. Die Cinnamische rauhe Wald-Menschen.
80. Begräbnis-Ceremonien bey einen Sclaven in Indien.
81. Den Indianischen Weiber-Brandt.
82. Der Paradieß-Vogel.
83. Der wachsende Gold-Baum.
84. Das bey der Nacht leuchtende Thier.
85. Der Japanischen Pfaffen seltzames Kranckenbesuchen.
86. Die Saltz-Müntze.
87. Die Wunder-seltzame Baum-Reise.
88. Der Eiserne Baum.
89. Das jämmerlich-schreyende Thier.
90. Die mit einem Kreutze bezeichneten Krebse.
91. Die Betrachtens-würdige Frucht eines Indianischen Baums.

ENDE.

München

Bibliothek

90 K 7

145

XXXX VI. 84

I. 90 3 e

3 g

w 27

69. Das empfindliche Kraut.
70. Gewohnheiten der Siammer im Heyrathen.
71. Das faule Thier.
72. Seltzame Gewohnheit welche von den Mexicanern jährlich in acht genommen wird.
73. Das Hispaniolische Wurtzel-Brodt.
74. Das Peruanische Angst-Gebürge.
75. Der Sinesische Donner-Gott.
76. Der Japanische Donner-Gott.
77. Die Braminen in der Insul Zeilon beten seltzame Sachen an.
78. Der Farbwandlende Chamalæon.
79. Die Cinnamische rauhe Wald-Menschen.
80. Begräbnis-Ceremonien bey einen Sclaven in Indien.
81. Den Indianischen Weiber-Brandt.
82. Der Paradieß-Vogel.
83. Der wachsende Gold-Baum.
84. Das bey der Nacht leuchtende Thier.
85. Der Japanischen Pfaffen seltzames Kranken-Besuchen.
86. Die Saltz-Müntze.
87. Die Wunder-seltzame Baum-Reise.
88. Der Eiserne Baum.
89. Das jämmerlich-schreyende Thier.
90. Die mit einem Kreutze bezeichneten Krebse.
91. Die Betrachtens-würdige Frucht eines Indianischen Baums.

ENDE.

München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kimayer, Thomas / Reiffenmeyer, Nicolaus Hinrich / Ölker, Hinrich Peter

Neu-Eröffnetes Raritäten-Cabinet Ost-West-Indianischer und ausländischer Sachen Darinnen allerhand rare Denck- und Seltsahme Merckwürdigkeiten, So sich in China, Japan, Choromandel, Peru, Guina &c. Tartarien und anderen Lä ndern finden. Darinnen auch nicht weniger Die Heyraths-Ceremonien, Leichen-

Hamburg 1705

H.lit.p. 289#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10734360-4
VD18 14563967